ad astra.

Magazin für Wissenschaft & Kultur
der Universität Klagenfurt

Oktober 2022

8. NOVEMBER 2022
9-15 UHR
UNIVERSITÄT KLAGENFURT

UNIVERSITÄT KLAGENFURT BILLA KABEG

inhalt

64

59

6

34

5 impressum

6 titelthema

6 Mit einem Like die Welt retten?
Welche Rolle Social-Media-Kanäle bei Demonstrationen und sozialen Bewegungen spielen, erklärt Christina Peter.

10 hightech

11 Als wäre man vor Ort
Telepräsenztechnologien: Wie eine natürliche Interaktion zwischen real und virtuell anwesenden Personen passiert, weiß Hermann Hellwagner.

14 „Der Mensch ist ein offenes Buch."
Kyandoghere Kyamakya entwickelt Systeme zur automatischen Emotionserkennung.

16 Die schnellsten Spürnasen auf Video-Suche
Klaus Schöffmann spricht darüber, wie man in großen Videopools eine bestimmte Sequenz findet.

19 gesundheit

20 „Man muss die Quellen gegen den Strich lesen."
Elisabeth Lobenwein erzählt von der Arbeit mit geschichtswissenschaftlichem Quellenmaterial.

23 Die Folgen sexueller Gewalt
Wie Kinder von vergewaltigten Frauen in Ruanda mit ihrer Geschichte umgehen.

26 Zu zweit, und doch allein: Einsamkeit in Partnerbeziehungen
Wie äußert sich Einsamkeit und welche Ursachen und Konsequenzen hat sie? Darüber spricht der Psychologe Marcus Mund.

inhalt

28 wirtschaft

29 Mit Krypto reich werden?
Smartphone-App herunterladen und mit Kryptowährungen handeln: Alexander Brauneis schildert, wie das funktioniert.

32 Gemeinsam zur besseren Entscheidung
Mit wem wir gute Entscheidungen im Team treffen, um gemeinsam Aufgaben zu lösen, damit beschäftigt sich Dario Blanco-Fernandez.

34 Deckel drauf?
Die Energiepreise steigen. Wie es um die aktuelle Preisentwicklung bestellt ist, weiß Norbert Wohlgemuth.

37 gesellschaft

38 Verwandtschaft messen
Christof Lammer spricht über die Vielfalt an Indikatoren, um Verwandtschaft zu messen.

40 Lotteriefantasie und die Geschichte vom Glück
Die Entstehung der Lotterien und der Glücksspielfantasie vom 18. Jahrhundert bis heute erforscht Angela Fabris.

43 „Die Menschen sind zombiisiert."
Wie antiukrainische Propaganda im russischen Staatsfernsehen erfolgt, zeigt Magdalena Kaltseis auf.

46 menschen

47 Wie können wir schlechte Nachrichten besser vermitteln?
Claudia Kitz untersucht, wie negative Nachrichten am Arbeitsplatz übermittelt werden können, ohne dass die Arbeitsmotivation darunter leidet.

50 Im Kosmos von Ralf Terlutter

inhalt

52 freunde & förderer

53 Welche Bedeutung hat Familie?
Ein Projekt untersucht den Stellenwert von Familie und sozialen Beziehungen im Übergang zum Erwachsenenleben bei *Care Leavern*. Wir stellen ein neues Stipendium dazu vor.

56 Ein Wiedersehen mit … Melanie E. Bednar
Alumna im Porträt

58 campus & kunst

59 „Karl Popper war ein arbeitsamer und vielseitig interessierter Gelehrter."
Der Nachlass und seine Arbeitsbibliothek befinden sich seit 1995 an der Universität Klagenfurt.

62 Die Welt in Zahlen – mit Ferdinand Raunegger und Julia Gruber
Die ÖH antwortet auf Fragen von *ad astra* in Zahlen.

64 „KUNST KANN ALLES … aber MUSS NICHTS."
UNIKUM im Gespräch mit *ad astra* über vergangene und zukünftige Projekte.

IMPRESSUM

ad astra.
Magazin für Wissenschaft & Kultur der Universität Klagenfurt

Herausgeberin: Universität Klagenfurt
Redaktion: Lydia Krömer (verantwortlich), Annegret Landes, Barbara Maier, Romy Müller, Katharina Tischler-Banfield, Karen Meehan, Lisa Svetina
Anschrift der Redaktion: Universität Klagenfurt, Öffentlichkeitsarbeit & Kommunikation, Universitätsstraße 65–67, 9020 Klagenfurt am Wörthersee, Austria, T: +43 463 2700 9301, E-Mail: adastra@aau.at
Titelbild: rob z/Adobestock
Gestaltung|Satz|Layout: Susanne Banfield-Mumb Mühlhaim
Auflage: 3.000 Exemplare
Druck: Print Alliance HAV Produktions GmbH, 2540 Bad Vöslau
Kostenloses Abo: Bestellung unter www.aau.at/ad-astra oder adastra@aau.at
Erscheinungsweise: halbjährlich. Die nächste Ausgabe erscheint im Frühjahr 2023.

ad astra. - **Bleiben wir in Kontakt!**

ad astra können Sie hier einfach und bequem abonnieren: natürlich kostenlos unter www.aau.at/ad-astra

Das Magazin *ad astra* kann auch als Online-Ausgabe gelesen und heruntergeladen werden.

Sie haben eine neue Adresse? adastra@aau.at

Mit einem Like die Welt retten?

Regenbogenfahnen und Friedenstauben auf den Profilbildern und eine Online-Kerze gegen Rassismus anzünden: Soziales Engagement geht auf den Social-Media-Kanälen leicht von der Hand. Wir haben mit der Kommunikationswissenschaftlerin Christina Peter darüber gesprochen, welche Rolle die Netzwerke für Bewegungen wie Fridays for Future oder #metoo spielen.

Interview: *Romy Müller*
Fotos: *Walter Elsner*

Als im Jahr 2010 der Arabische Frühling mit einer Reihe von Protesten und Aufständen in Erscheinung trat, meinte man, die Social Media könnten demokratiepolitisch neue Möglichkeiten für bisher Ungehörte bieten. Hat sich dies bestätigt?
Beim Arabischen Frühling boten die Social-Media-Kanäle eine Möglichkeit, an Bilder und Augenzeugenberichte aus der Region zu kommen. Für viele waren Social Media damals auch eine Möglichkeit, um sich vor Ort für die Demonstrationen zu vernetzen. Ähnliches haben wir bisher auch im Ukraine-Krieg gesehen, wenngleich hier auch die Kehrseite sichtbar wurde: Falschnachrichten. Die Informationen kommen in aufgewühlten Situationen wie diesen schnell, und sie kommen von nichtprofessionellen Stellen. Für den Nutzer oder die Nutzerin wird schnell unklar, was nun real und was gefälscht ist. Ein Beispiel für die hohe Professionalität der Deep Fakes waren die falschen Klitschko-Anrufe bei österreichischen und deutschen Bürgermeister*innen.

Kann heute jede*r mit jedem Anliegen auf Social Media Aufmerksamkeit gewinnen und eine Bewegung starten?
Ja, am Anfang stand wohl die Hoffnung, dass nun alle Marginalisierten eine Stimme haben könnten. Letztlich ist die Auswahl derjenigen, die diese Stimme erheben, aber eingeschränkt. Es muss der Zugang vorhanden sein, und es braucht Geschick, um Gehör zu finden. Wir beobachten aber eine Diversifizierung an Themen, die dann auch außerhalb der Social-Media-Plattformen Aufmerksamkeit bekommen.

Bisher waren klassische Medien Gatekeeper. Wer an ihnen nicht vorbeikam, erreichte keine große Öffentlichkeit. Bei Social Media ist das anders?
Ja, klassische Medien funktionieren nach klar definierten Kriterien, sogenannten Nachrichtenfaktoren: Relevanz, Schwere eines Ereignisses, Aktualität, Prominenz und so weiter. Es wird am Anfang viel berichtet, dann aber relativ rasch nicht mehr. Bewegungen wie Fridays for Future gelingt es, bestimmte Themen auch außerhalb der Medien konstant im Gespräch zu halten und damit auch immer wieder mit Aktionen und Veranstaltungen Rückkoppelungen in die Zeitungen, ins Fernsehen oder ins Radio zu erzeugen.

Wer sind diejenigen, die Social Media aktiv nutzen und dort für ihre Anliegen lautstark eintreten?
Wir wissen, dass die Lauten typischerweise eher männlich und extrovertiert sind und tendenziell eher eine extreme politische Einstellung haben. Die große Mitte äußert sich weniger. Bei Bewegungen wie Fridays for Future oder Black Lives Matter sehen wir, dass sich diejenigen miteinander vernetzen, die ohnehin schon überzeugt sind. Das funktioniert sehr gut.

Haben diese Bewegungen auch eine Chance, realpolitisch etwas zu verändern?
Ja! Das beste Beispiel dafür ist für mich Fridays for Future. Die Bewegung hat meiner Wahrnehmung nach auch einen Anteil daran, dass die Politik jetzt verstärkt die Klimakatastrophe in den Blick nimmt.

Gibt es auch andere Beispiele?
Ich glaube, dass die Politik oft nicht gut einschätzen kann, wie ein Stimmungsbild auf Social Media interpretiert werden muss. Nehmen wir als Beispiel die Corona-Maßnahmen. Im Frühjahr 2021 argumentierte die hiesige Politik damit, dass die Bevölkerung die Maßnahmen nicht mehr mittragen würde. Sichtbar

wäre das beispielsweise durch die aufgebrachten Kommentare auf Facebook oder Twitter. Dabei wird übersehen, dass die Gegner*innen auf diesen Kanälen oft besonders laut sind, aber zahlenmäßig gar nicht so viele sind. Alle Umfragen haben damals gezeigt, dass die Mehrheit der Bevölkerung hinter den Maßnahmen steht. Social Media hatten also für ein Zerrbild gesorgt, das Auswirkungen auf die Politik hatte.

Was ist das Besondere an der Online-Demonstrationskultur?
Online demonstriert es sich recht bequem: Man klickt auf ‚Like', teilt einen Beitrag oder unterschreibt mit wenigen Klicks eine Petition. Wir nennen das *slacktivism*. Man kann sich auf diesem Weg ohne Anstrengung für eine Sache aussprechen. Die Gefahr ist dabei: Man pinnt sich sehr schnell eine Friedenstaube ins Profilbild; letztlich brauchen wir als Gesellschaft aber Menschen, die sich mühevoll um Flüchtlinge kümmern oder spenden. Viele haben aber den Eindruck, mit dem Klick ihren Beitrag schon geleistet zu haben. Wenn wir auf den letzten G7-Gipfel in München blicken, erkennen wir: 20.000 haben sich online für eine Demonstration angemeldet, tatsächlich auf die Straße gingen aber nur 5.000 Menschen.

Kann man auf Social Media emotionaler kommunizieren als über andere Kanäle?
Grundsätzlich sehen wir, dass auch im Journalismus immer mehr Emotionalität einzieht. Eine Reportage ist heute ohne die Emotionen, die mit der Story eines Einzelfalls einhergehen, kaum mehr vorstellbar. Online ist aber der Augenzeugencharakter stärker ausgeprägt. Ich kann sagen: Mir ist dies oder jenes passiert. Wenn das viele tun und so Massen an Einzelberichten sichtbar werden, ist so etwas wie #metoo nicht mehr auszubremsen. In dem Fall ist es auch gut, dass es kein Gatekeeping durch Medien gibt, dass jede und jeder seine Stimme erheben kann. Andernorts da, wo Falschnachrichten verbreitet werden, haben wir ein Riesenproblem damit, dass niemand ein Auge auf den Realitätsgehalt der Geschichten hat.

Kann man als Einzelne*r eine Bewegung bewusst planen und umsetzen?
Ja, das kann gelingen, wie wir bei der Querdenkerszene sehen. Auch hinter Verschwörungstheorien stehen oft Einzelpersonen, die diese entwickelt haben und bewusst – durchaus mit großem Geschick – verbreiten. Nehmen wir als Beispiel ‚Birds are not real'. Die Anhänger*innen gehen davon aus, dass Vögel nicht mehr existieren. Laut ihnen wurden sie durch Drohnen ausgetauscht, die uns überwachen. Die Regierungen mussten nun die Pandemie erfinden, weil den Drohnen die Energie ausging und daher die Batterien auszutauschen waren. Deshalb gab es Lockdowns, in denen wir zuhause waren. Diese Verschwörungserzählung wurde als Gag von einer Person ausgelöst und hat eine große Reichweite erreicht, wenngleich die meisten wohl den satirischen Charakter durchschauen. Es zeigt aber doch, wie leicht man im Netz für jeden Schmarrn Gleichgesinnte finden kann.

Man könnte ja auch sagen, die Geschichte hat einen gewissen Unterhaltungsfaktor.
Was zuerst lustig anmutet, kann aber leider gefährliche Konsequenzen haben. Unsere Demokratie braucht valide Informationen, die uns allen zur Verfügung stehen, und die wir auch als Fakten anerkennen. Wenn wir aber ins Postfaktische abgleiten, in dem alles Meinung ist und nichts mehr Information, ist das demokratiezersetzend. Besonders in unsicheren Zeiten liegt darin eine große Gefahr.

Wenn wir für unsere Anliegen die Social-Media-Kanäle nutzen, bewegen wir uns auf einer Infrastruktur, die in den Händen von US-amerikanischen, marktorientierten Unternehmen liegt.
Es ist unbestreitbar so: Viele dieser Aktionen, die sich auch gegen den Kapitalismus richten, nutzen die kapitalistisch ausgerichteten Social-Media-Kanäle. Es gibt zwar immer wieder lokale Initiativen, hiesige Kanäle aufzubauen. Der Mensch ist aber bequem; das sehen wir auch an den bescheidenen Nutzerzahlen der fairen Suchmaschinen. Letztlich landen wir immer wieder bei Google.

Inwiefern spielt dies eine Rolle für diese Bewegungen?
Ich glaube nicht, dass mehr Menschen

am Diskurs teilnehmen würden, wenn der Staat ein soziales Netzwerk betreiben würde. Betrachten wir dies aber auf einer demokratiepolitischen Ebene, kann das Thema größere Implikationen haben. Ich habe als Staatsbürgerin kein Recht auf einen Account, das heißt, ich könnte vom Diskurs auch ausgeschlossen werden, wenn dies vom Unternehmen entschieden wird. Noch problematischer sehe ich, dass diese Plattformen bis jetzt nicht hinreichend gegen Falschinformationen und Hate Speech vorgehen. Wir beobachten, dass Facebook, YouTube und Co. auch lieber Strafzahlungen in Kauf nehmen, als an schlagkräftigen Instrumenten dagegen zu arbeiten.

In welche Richtung werden sich Social Media Ihrer Meinung nach entwickeln?
Ich denke, dass es eine noch stärkere Ausdifferenzierung geben wird. Ursprünglich war Facebook ja für alle da. Heute ist Facebook die Plattform der ‚Älteren'. Hinzu

gekommen sind Instagram und TikTok als Plattformen für die Jungen, die stärker auf den Wohlfühlfaktor setzen und weniger mit Anfeindungen und Hass konfrontiert sind als zum Beispiel Diskussionsnetzwerke wie Twitter. Wir sehen auf diesen Feelgood-Plattformen aber die Problematik des *positivity bias*. Dort ist alles lustig und schön, jede*r ständig gut gelaunt und auf Urlaub, Sport treibend oder vor einem guten Essen sitzend. Auch das macht etwas mit uns. Auf Twitter diskutiert die Elite über Politik, Medien und Gesellschaft. Ich glaube, dass es in diesem Sinne immer stärker generationsspezifische Angebote geben wird.

Auf TikTok und Instagram dominieren Bilder. Kann man – fast ohne Text – überhaupt ernste Themen platzieren?
Wir haben kürzlich Influencer*innen dazu interviewt. Für sie ist Instagram noch immer die wichtigste Plattform für das Aufbauen einer Gemeinschaft: Hier macht man Umfragen, man kommuniziert mit seinen Follower*innen und veröffentlicht auch einzelne Nachrichten. TikTok verfügt über den derzeit am schnellsten lernenden Algorithmus. Die Plattform funktioniert über Humor und arbeitet rein mit der Aufmerksamkeitslogik. Für die Influencer*innen ist TikTok hilfreich, weil man Informationen weit streuen kann und man so schnell zu vielen Klicks kommt. Aber es gibt auf TikTok auch richtig gute Nachrichtenangebote, die sich an eine junge Zielgruppe richten.

Wenn das Angebot ausdifferenzierter wird, wird es dann auch mehr Mark Zuckerbergs auf diesem Markt geben?
Ich glaube, dass in dem Feld auch verstärkt Blockchains eine Rolle spielen werden. Die zentralen Player könnten so zukünftig vielleicht stärker in den Hintergrund rücken. An ihre Stelle treten Datenbanken, in denen die Verantwortung und Aufgaben auf sehr, sehr viele verteilt sind. Das wäre auch eine Chance, die Netzwerke demokratischer zu organisieren. Aber ob das so kommt, bleibt abzuwarten.

Werden wir für Social Media auch bezahlen?
Derzeit sind die Kanäle für uns zwar auf den ersten Blick „kostenlos“, in Wirklichkeit bezahlen wir aber mit unseren Daten. Das finden die meisten Nutzer*innen auch in Ordnung, weil sie keine Nachteile sehen, selbst wenn sie personalisierte Werbung angezeigt bekommen. Ich glaube, dass es einen sichtbaren Nachteil braucht, damit wir bereit sind, woanders hinzugehen und dort auch Bezahlmodelle zu akzeptieren. Wir sehen bei den Paywalls der klassischen Medien, dass immer weniger Menschen bereit sind, die Kreditkarte zu zücken.

Zur Person

Christina Peter ist seit Oktober 2021 als Universitätsprofessorin am Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft tätig. Sie studierte Kommunikationswissenschaft und Politische Wissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Von 2009 bis 2015 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung an der LMU München, wo sie 2014 promovierte. Nach ihrer Promotion war sie Assistenzprofessorin am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung an der LMU München. Gastprofessuren führten sie an die Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover (2017-2018) und an die Universität Wien (2018).
Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Digitalisierung und digitale Kommunikation, politische Kommunikation sowie Medienpsychologie. In ihren Forschungen widmet sie sich der Nutzung sozialer Medien und deren Wirkung insbesondere auf Jugendliche und junge Erwachsene, der Verbreitung und Widerlegung von Falschinformationen sowie Hass und Anfeindungen im Netz.

3D-Bild einer Fabrik bauen

Das BMW-Group-Produktionsnetzwerk umfasst über 30 Produktionsstandorte weltweit. Wo genau welche Maschine steht, ist bis jetzt nicht digital erfasst. Christina Petschnigg ging für ihr Dissertationsprojekt im Fach Statistik zu BMW nach München, um eine Methodik zu entwickeln, mit der diese Digitalisierung umgesetzt werden kann. Das Doktoratsstudium ist mittlerweile abgeschlossen und **Christina Petschnigg** bringt ihre Expertise nun bei Infineon in Villach ein.

Produktionsplanung verbessert

Rucksizio/Adobestock

Produktionsanlagen in der Industrie sind immer stärker vernetzt. Sie zeigen ein komplexes und dynamisches Verhalten, wie es auch bei Ameisen, Bienen oder Fischen beobachtet wird. Im Projekt SWILT wurden daher ganze Industrieanlagen als Schwärme modelliert, wie Projektleiter **Wilfried Elmenreich** erklärt. Nach drei Jahren liegen die Ergebnisse vor: Die Simulationen ergaben, dass die Gesamtleistung eines großen Produktionsplanungssystems im einstelligen Prozentbereich verbessert werden kann, was beachtliche finanzielle Zugewinne für Unternehmen bedeuten kann.

Extreme Data

Waschnig

Superlative sind in die Informationstechnologie eingekehrt: Aus Big Data wird Extreme Data. Die Entwickler*innen stehen vor der Herausforderung, „massive graphs“ zu verarbeiten. Das betrifft enorme Mengen von Informationen und Beziehungen zwischen den Informationsknoten. Dafür braucht man sehr viel an Energie. In einem EU-Horizon-Projekt erarbeiten Forscher*innen rund um **Radu Prodan** nun ein holistisches Modell, das Lösungen anbieten soll.

Größtes Statistik-Nachwuchstreffen

Sagmeister

Das größte Treffen von Nachwuchswissenschaftler*innen aus der **Stochastik und Statistik** fand im August 2022 erstmals in Österreich statt. Die Organisation übernahmen vier Doktorand*innen der Universität Klagenfurt. Rund 60 Doktorand*innen trafen sich in Klagenfurt.

10 Jahre lang ...

... gibt es vielerorts die Informatikdidaktik erst. Nach wie vor wird das Fach von vielen Lehrer*innen unterrichtet, die nicht dafür ausgebildet sind. Der Informatikunterricht steht nicht nur in Österreich, sondern weltweit vor vielen Problemen. Lösungen wurden bei der „International Conference on Informatics in Schools: Situation, Evolution, and Perspectives“ diskutiert. Pädagog*innen und Forschende trafen sich auf Einladung des Klagenfurter **Instituts für Informatikdidaktik** Ende September 2022 in Wien.

Als wäre man vor Ort

Die Forschungsgruppe „Multimedia Communication“ um Hermann Hellwagner arbeitet in einem europaweiten Konsortium daran, Telepräsenztechnologien weiterzuentwickeln. Das Ziel ist eine möglichst natürliche Interaktion zwischen real und virtuell anwesenden Personen.

Text: *Annegret Landes*
Fotos: *Hologramm ©photo360 & Walter Elsner*

Wir Menschen träumen davon, auf einfache und schnelle Weise andere Orte zu erreichen. Wiewohl das „Beamen“, so wie im Raumschiff Enterprise praktiziert, ein Wunschtraum bleiben wird, arbeiten Forscher*innen schon jetzt weltweit daran, wie Menschen virtuell an entfernten Orten mit anderen Menschen oder Objekten interagieren können. Diese Forschungen gehen weit über unsere jetzigen zweidimensionalen Darstellungsmöglichkeiten auf Bildschirmen hinaus. Geplant ist, die dreidimensionale virtuelle Anwesenheit von Personen und Objekten auf möglichst natürliche Art und Weise mit real anwesenden Personen und Objekten zu verschränken. Immerhin wird also das „Holodeck“ aus Star Trek für uns näher rücken.

Virtuelle Telepräsenz

Aus diesem Grund nennen sich die neuen Technologien auch immersive Telepräsenztechnologien. Sie sollen ein möglichst vollkommenes Eintauchen einer Person in die virtuelle Telepräsenz erlauben, so dass sie die virtuelle Umgebung als möglichst real empfindet.

Beim Projekt, das drei Jahre laufen wird und derzeit noch ganz am Anfang steht, handelt es sich um eine sogenannte Innovation Action der Europäischen Union. Es ist also kein klassisches Forschungsprojekt, sondern zielt darauf, schon existierende Technologien weiterzuentwickeln.

In das Projekt werden zwei Prototypen von Telepräsenzsystemen eingebracht, von den Partnern Ericsson und Fraunhofer Heinrich-Hertz-Institut. Hermann Hellwagner beschreibt die Pläne „als kühnes Unterfangen, da es das Ziel ist, den Reifegrad der Technologie bis wenige Jahre vor Markteinführung weiterzuentwickeln“.

Hologramme und Point Clouds

Grundsätzlich wird derzeit an zwei vielversprechenden Technologien gearbeitet, die Telepräsenz ermöglichen sollen: Das sind einerseits Hologramme, die aber physikalisch relativ komplex sind, und andererseits sogenannte Point Clouds. In solchen Punktwolken werden Objekte oder Menschen aus hunderttausenden Einzelpunkten zusammengesetzt. Jeder dieser gefärbten Einzelpunkte hat eine bestimmte Lage im dreidimensionalen Raum. In ihrer Gesamtheit ergeben die Einzelpunkte dann das entsprechende Objekt. Im Gegensatz zu Hologrammen, die spezielle Displaygeräte erfordern, sind bei Punktwolken Virtual-Reality-Brillen im Einsatz.

Allein die technischen Voraussetzungen solcher Übertragungen von Hologrammen oder Punktwolken sind sehr komplex. Hellwagner dazu: „Sie setzen voraus, dass die abgebildete Person an ihrem physischen Ort mit geeigneten Kameras oder mit geeigneten Aufnahmesystemen, sogenannten Kamera-Arrays, aufgenommen wird.“ Daraufhin muss die entstehende, riesige Datenmenge komprimiert, übertragen und an dem Ort, an dem die Person telepräsent erscheint, wieder reproduziert werden. Auch am Ort der Reproduktion ist – neben geeigneten Displays – wiederum eine geeignete Aufnahmeumgebung notwendig, um eine Interaktion zu ermöglichen.

Aufnahme, Übertragung und Reproduktion sind also sehr aufwändige Prozesse – und das macht Telepräsenztechnologien so kompliziert. An beiden Enden wird spezielle Hardware zur Aufnahme und Darstellung benötigt. Hinzu kommt eine intensive Vor- und Nachbearbeitung, um die Bilder aus den Kameras in Daten umzuwandeln und aus den Daten dann wiederum geeignete Repräsentationen zu erzeugen. Genau in diesen aufwändigen Schritten liegt der Unterschied zu Standardvideos und -aufnahmen, so wie wir sie bisher kennen. Jetzt ist es so, dass eine Kamera ein zweidimensionales Pixelfeld aufnimmt und dieses dann wiederum auf einem Bildschirm dargestellt wird. Bei der Telepräsenz, wo es um dreidimensionale Objekte geht, ist dieser Prozess wesentlich komplizierter.

Zeitverzögerung als Herausforderung

Eine der größten Herausforderungen ist die Zeitverzögerung zwischen Aufnahme

> „Die Pläne sind ein kühnes Unterfangen."
> *(Hermann Hellwagner)*

und Wiedergabe. In Videokonferenzen sollte diese maximal 250 Millisekunden betragen, ansonsten empfinden die Beteiligten den Prozess nicht mehr als natürliche Kommunikation. Diese Prämisse gilt auch für dreidimensionale Umgebungen: Spätestens in einer Viertelsekunde sollten die Informationen beim Gegenüber angekommen sein – natürlich audio-, video-, lippensynchron. Diese Zeitverzögerung ist für die menschliche Wahrnehmung gerade noch erträglich. Das stellt natürlich die neuen Telepräsenztechnologien vor besondere Herausforderungen: Der schon beschriebene komplexe Aufnahmeprozess, der quellseitige Vorverarbeitungsprozess, die Übertragung der riesigen Datenmenge und die zielseitige Reproduktion und Darstellung – all das muss in der genannten Zeitspanne geleistet werden.

Daraus ergibt sich implizit die zweite große Herausforderung, nämlich die begrenzte Übertragungskapazität in den verfügbaren Netzen, denn es geht ja um sehr große Datenmengen. Ein normales Video benötigt in 4K-Qualität, also Ultra High Definition, bis zu 50 Megabit pro Sekunde. In einer dreidimensionalen Umgebung vervielfacht sich diese Datenmenge. Um zum Beispiel eine Person als Punktwolke zu übertragen, wäre – unkomprimiert – die unglaubliche Datenrate von 5,6 Gigabit pro Sekunde notwendig. Effektive Kompressionsverfahren sind also unerlässlich.

Hinzu kommt noch, dass die Interaktion mit virtuellen Objekten und Personen in guter Qualität erfolgen muss – ansonsten werden die technologischen Lösungen vom Markt nicht akzeptiert.

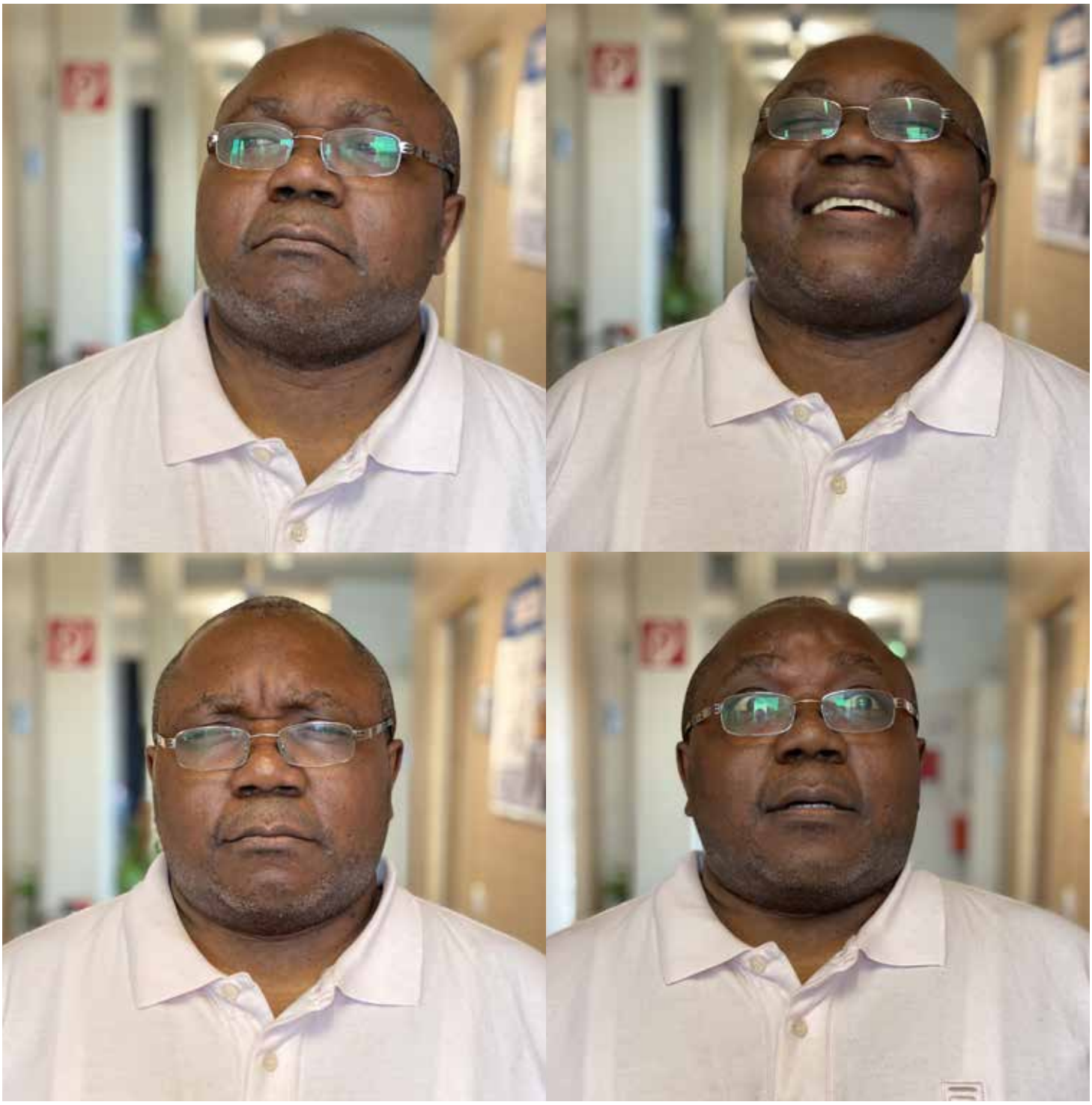
Die Forscherinnen und Forscher der Universität Klagenfurt bringen ihre ganz spezielle Expertise in das Konsortium ein. Dabei kommt ihre jahrelange Erfahrung in Videokommunikation, Übertragungstechnik und adaptivem Streaming zum Tragen, die auch in das Unternehmen Bitmovin eingegangen ist. Die Gruppe um Hermann Hellwagner verfügt über tiefgreifendes Know-how in der Übertragung großer Datenmengen. Speziell geht es auch darum, wie man die überhaupt vorhandene Übertragungskapazität am besten nutzen kann und in welchen Qualitätsstufen die Daten komprimiert, paketiert und übertragen werden müssen.

Auch um die Frage, welche Daten zu welchem Zeitpunkt überhaupt übertragen werden müssen, kümmern sich die Klagenfurter Forscher*innen. In einem Punktwolkenobjekt muss beispielsweise die Rückseite, die gerade nicht angeschaut wird, auch nicht übertragen werden. Es geht also darum, die richtigen Techniken zu finden, um die zu einem bestimmten Zeitpunkt tatsächlich sichtbaren und relevanten Daten zu übertragen. Wenn sich eine Person in ihrer virtuellen Welt bewegt, dann müssen sofort neue Daten übertragen werden. Geschieht dies nicht innerhalb von ungefähr 20 Millisekunden, dann kann der Mensch in der virtuellen Welt bewegungskrank werden. Der wahrgenommene Bildausschnitt, auch Viewport genannt, muss sich also möglichst schnell ändern. Die Universität Klagenfurt hat hier schon Erfahrungen im Bereich des 360-Grad-Videostreaming sammeln können, die sie nun in die Arbeit an der virtuellen Telepräsenzwelt einbringen kann.

Auch ihre langjährige Expertise in der Bewertung der Qualität („Quality of Experience") von zweidimensionalen Videos bringt die Universität in das Konsortium ein. Die Klagenfurter werden hier aber auch ganz neue und andere Einflusskriterien für das Qualitätsempfinden im dreidimensionalen Raum festlegen müssen und die entsprechenden Qualitätsmetriken und Qualitätsbewertungsmethoden entwickeln. ✶

Zur Person

Hermann Hellwagner ist seit 1998 Universitätsprofessor am Institut für Informationstechnologie der Universität Klagenfurt. Sein Studium der Informatik absolvierte er an der Universität Linz, wo er auch als Universitätsassistent tätig war. Nach Abschluss des Doktoratsstudiums arbeitete Hermann Hellwagner einige Jahre in der industriellen Forschung bei der Siemens AG in München. Von 1995 bis 1998 war Hellwagner Professor für Parallelrechnerarchitektur an der Technischen Universität München. Seine Forschungsschwerpunkte sind Multimediakommunikation, Netzwerktechnik, zukünftige Internet-Architekturen sowie die Kommunikation in Drohnennetzen.



„Der Mensch ist ein offenes Buch.“

Die Emotionen eines Menschen sind für andere Menschen oft leicht erkennbar. Doch wie kann eine Technologie Gefühle wahrnehmen? Kyandoghere Kyamakya entwickelt Systeme zur automatischen Emotionserkennung.

Interview & Fotos: *Romy Müller*

In welchen Bereichen brauchen wir die technische Emotionserkennung?
Überall dort, wo Mensch und Maschine kommunizieren oder zusammenarbeiten: Betrachten wir zum Beispiel die Assistenzsysteme, die in Autos oder in der Industrie zum Einsatz kommen. Der Mensch hat eine dynamische Gefühlslage; mal ist er grantig, mal fröhlich, mal unter Stress. Es ist zum Vorteil für den Menschen, wenn die Maschine diese Gefühle erkennt und darauf reagieren kann.

Kommen solche Technologien schon zum Einsatz?
Sie sind vielfach noch nicht ausgereift, aber da, wo viel Geld umgesetzt wird, gibt es sie schon, beispielsweise in der Spieleindustrie. Da ist man auch noch tolerant, was die Qualität der Emotionserkennung betrifft.

Welche Sensoren brauchen wir dafür?
Es gibt Sensoren, die unseren Körper berühren oder an ihm befestigt sind. Diese nehmen wir in der Regel als störend wahr. Besser ist es, wenn visuelle Kameras, Infrarotsensoren, Mikrofone etc. so verbaut sind, dass sie aus der Ferne ein Bild, meine Temperatur oder meine Stimme aufnehmen und analysieren.

Wenn meine Gefühle auf diesem Wege analysiert werden, kann ich das auch als gruselig empfinden. Wie schätzen Sie das ein?
Es wird ethische und rechtliche Reglements brauchen, das ist unbestritten. Letztlich glaube ich aber, dass der Mensch ein offenes Buch ist. Das Gegenüber hört zwar, was ich sage, ein Großteil des Eindrucks wird aber über die nonverbale Kommunikation vermittelt, die wir automatisch decodieren. Wir Menschen haben hierzu eine wunderbare Kompetenz. Wir wollen diese Fähigkeit auch an Maschinen vermitteln.

Menschen sind ja verschieden in der Ausdrucksweise ihrer Gefühle. Kann das überhaupt gelingen?
Ja, es ist relativ einfach, eine Auswertung zu erstellen, die individuell auf eine Person zugeschnitten ist. Das schaffen wir mittlerweile mit einer Genauigkeit von sogar über 95 Prozent, beispielsweise bei der Analyse der Stimme. Die Herausforderung ist aber die universelle Anwendung, die dann für alle gleichermaßen funktionieren soll.

Kann man wirklich Wut von Trauer unterscheiden? Welchen Feinheitsgrad wollen Sie erreichen?
Grob unterscheiden wir positive und negative Emotionen und diese kategorisieren wir dann nach ihrer Intensität, die bis zu zwölf Stufen umfassen kann. Der binäre Blick auf positiv/neutral/negativ gelingt in rund 90 Prozent der Fälle schon gut; alles andere hat noch eine deutlich geringere Trefferwahrscheinlichkeit von rund 70 Prozent.

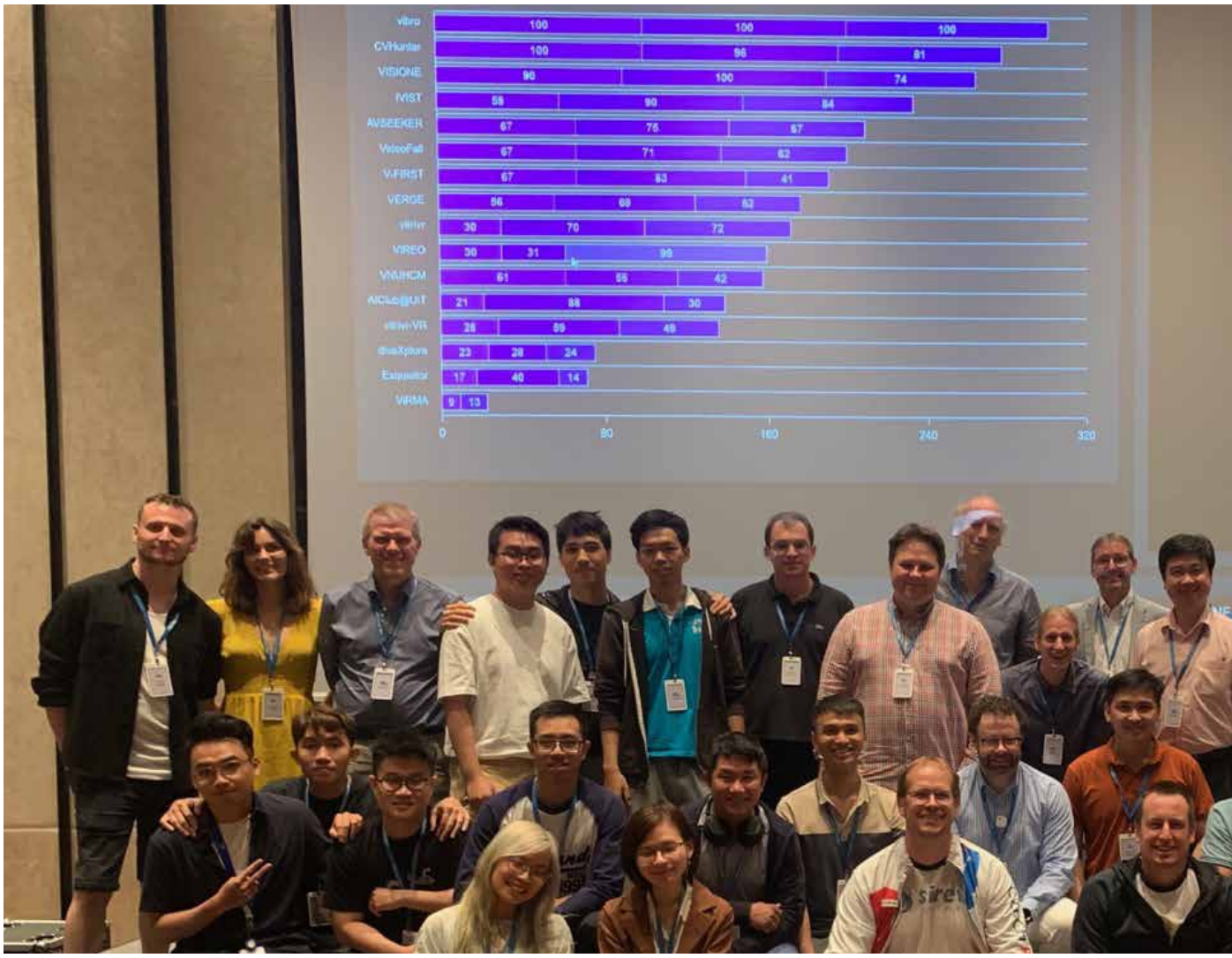
Wie lernt denn eine Technik die Emotionen zu lesen?
Zuallererst brauchen wir Refererenzdaten von möglichst vielen Menschen. Das heißt, wir müssten im Idealfall Millionen Menschen zum Lachen bringen, sie weinen lassen und sie wütend machen. Ihre Reaktionen müssten wir mit Sensoren aufnehmen. Die Erstellung eines solchen Datenpools ist aber sehr, sehr teuer und kaum umzusetzen. Deshalb nimmt man eher 100 Menschen, die viele Persönlichkeitstypen abdecken, und untersucht sie in einem solchen Setting. Instrumente aus der Künstlichen Intelligenz können dann daraus einige 100.000 weitere künstliche Datensätze erstellen. Mit einem solchen umfassenderen Datensatz können wir dann den Erkennungsalgorithmus viel besser trainieren. Zur Anwendung kommt Deep-Learning. Da gibt es noch viele harte Nüsse, die es zu knacken gilt.

Menschen bleiben doch trotzdem unberechenbar, oder?
Nehmen wir als Beispiel den autofahrenden Menschen in verschiedenen Verkehrssituationen. Wenn die Reaktionen der Fahrer*innen in bestimmten Situationen erfasst und in einer Zentrale analysiert werden, entsteht eine kollektive Intelligenz, die alle nutzen können. Später kann man von dem Wissen profitieren, dass man – wenn man ein bestimmter Typ ist – in dieser oder jener Verkehrssituation sehr gestresst ist. Solche Technologien können hilfreich sein; ob sie in der Realität aber immer verlässlich funktionieren, ist eine andere Frage. Wir sehen das bei den Datensätzen: Mein Algorithmus kann für den Datenpool funktionieren, aber mit echten Menschen wieder nicht.

Gefühle schwanken ja auch sehr stark.
Ja, deshalb geht es nicht nur um den Zeitpunkt der Messung, sondern noch viel interessanter wäre eine Prognose, wie sich jemand in den nächsten 30 Sekunden fühlen wird. ✶

Zur Person

Kyandoghere Kyamakya ist seit 2005 Professor am Institut für Intelligente Systemtechnologien an der Universität Klagenfurt. Er hat an der Université de Kinshasa (Kongo) Elektrotechnik studiert und sein Doktorat an der FernUniversität in Hagen abgeschlossen. Nach vier Jahren in der Industrie hatte er von 2002 bis 2005 eine Stelle als Juniorprofessor an der Universität Hannover inne. Seine Schwerpunkte liegen in den Bereichen Neurocomputing, Deep Learning, Cellular Neural Networks, Intelligente Transportsysteme u. v. m. 2021 erschien bei *Sensors* das Buch „Emotion and Stress Recognition Related Sensors and Machine Learning Technologies“, das er gemeinsam mit Fadi Al-Machot, Ahmad Haj Mosa, Hamid Bouchachia, Jean Chamberlain Chedjou und Antoine Bagula herausgegeben hat.



Die schnellsten Spürnasen auf Video-Suche

Täglich werden alleine auf der Videoplattform YouTube 80.000 Stunden Videomaterial hochgeladen, was einer Zeit von neun Jahren entspricht. Weltweit bemühen sich Forscher*innen im Multimediabereich darum, die Suche in solchen Videopools, wie sie auch in Medienorganisationen reichlich vorhanden sind, zu verbessern. Zu ihnen gehört Klaus Schöffmann, der für dieses Feld 2012 den Video Browser Showdown gegründet hat. An diesem Wettbewerb nehmen heute die weltweit besten Wissenschaftler*innen teil und präsentieren ihre neuen Ansätze für die Videosuche.

Text: *Romy Müller*
Fotos: *privat/KK*

> „Teams von Forscher*innen treten in einem Wettbewerb gegeneinander an. Dabei ist es das Ziel der Teams, in einem großen Pool von Videos möglichst rasch eine bestimmte Sequenz zu finden."
> *(Klaus Schöffmann)*

Es war im Jahr 2012, als Klaus Schöffmann und seine Kolleg*innen die MMM-Tagung in Klagenfurt veranstalten wollten. Um diese „International Conference on Multimedia Modeling" kostendeckend zu organisieren, war Kreativität gefragt: Schöffmann erinnerte sich an einen Wettbewerb (VideOlympics), den er bei einer Tagung erlebt hat, und der für viel Begeisterung gesorgt hatte. Man steckte also angesichts noch zu geringer Anmeldezahlen die Köpfe zusammen und entwickelte so die Idee des Video Browser Showdown. Das Konzept ist einfach erklärt: „Teams von Forscher*innen treten in einem Wettbewerb gegeneinander an. Dabei ist es das Ziel der Teams, in einem großen Pool von Videos möglichst rasch eine bestimmte Sequenz zu finden", erläutert Klaus Schöffmann.

Im Sommer 2022 feierte man bereits das elfjährige Bestehen des Video Browser Showdown im Rahmen der MMM-Konferenz in Phu Quoc in Vietnam. Das Format wurde zum Erfolgsmodell: Waren es anfangs noch einzelne Videos von 60 bis 90 Minuten, in denen man suchte, ist der Pool mittlerweile 2.300 Stunden groß. Die besten Forscher*innen in dem Feld bereiten sich Jahr für Jahr auf den Showdown akribisch vor, beantragen extra Forschungsprojekte dafür, und messen sich live vor Ort oder in hybriden Veranstaltungsformaten.

Doch was ist so kompliziert daran, eine Videosequenz in einem großen Pool von Videomaterial zu finden? Einerseits sei, so Klaus Schöffmann, die große Menge an Analysedaten entscheidend. Beim diesjährigen Wettbewerb waren es insgesamt 2,5 Millionen Segmente, die durchsucht werden mussten. Bei dieser Menge kann auch niemand mehr „manuell" das ganze Material sichten. Die andere Schwierigkeit liegt in der Methode, mit der man an den Wettbewerb herangeht. „Üblicherweise setzt man sich durch, wenn man einen Ansatz wählt, den die anderen nicht zur Verfügung haben." Zudem ist es trotz modernster AI-basierter Bildanalyse noch immer eine große Herausforderung, alle wesentlichen Inhalte in Videos korrekt zu erkennen.

Den Teilnehmer*innen am Video Browser Showdown werden zwei Aufgaben gestellt: In dem einen Format zeigt die Jury den Wettkämpfer*innen eine kurze Sequenz von zwanzig Sekunden, die dann gefunden werden soll. Im anderen Format, das noch schwieriger zu bewältigen ist, wird ihnen ein kurzer Text gezeigt. Wenn es nun darum geht, Szenen zu finden, in denen „Essen zubereitet" oder „Gemüse geschnitten" wird, muss sich zuerst in den Köpfen der Forscher*innen ein Bild formen, das sie dann wiederum im großen Videopool aufspüren sollen.

Wer glaubt, dass Suchen wie diese automatisiert ohne Interaktion mit einem Menschen funktionieren, wird im Gespräch mit Klaus Schöffmann eines Besseren belehrt: „Wir brauchen eine*n Benutzer*in, der*die bei der interaktiven Suche mitarbeitet; also schrittweise durch die Beantwortung von Fragen oder durch eine bestimmte Auswahl von Sequenzen zum Ziel kommt. Ganz autonom funktioniert eine solche Suche noch gar nicht."

Was wie ein Spiel unter Wissenschaftler*innen anmutet, hat in der Praxis viele

> „Wir haben nur beim ersten Video Browser Showdown im Jahr 2012 gewonnen, aber wir waren immer wieder am Podium. Darauf sind wir als relativ kleines Team sehr stolz."
>
> *(Klaus Schöffmann)*

Anwendungsbereiche und wird – angesichts der immer größer werdenden Videopools – auch dringend benötigt. Klaus Schöffmann verweist auf Medienorganisationen, die oft einen enormen Datenbestand haben. In diesen Unternehmen sind bessere Videosuchtools Gold wert. Videos sind außerdem für viele andere Praxisanwendungen nutzbar: Das Team rund um Klaus Schöffmann forscht beispielsweise an einer besseren Durchsuchbarkeit von Aufnahmen, die bei endoskopischen Operationen entstehen. Ein ähnlicher Wettbewerb wie der Video Browser Showdown existiert außerdem bereits im Bereich der Unterstützung von Menschen mit eingeschränkter Gesundheit: Ihnen sollen bei der Lifelog Search Challenge (LSC) Sequenzen ihres Lebens in Erinnerung geführt werden, was beispielsweise hilfreich sein kann, wenn man sich nicht mehr sicher ist, ob man seine Medikamente eingenommen hat.

Wer heute den Video Browser Showdown gewinnt, gehört zur internationalen Weltspitze in diesem Forschungsfeld. Inzwischen haben Teams aus 21 Ländern aus allen Regionen der Welt teilgenommen. Große Forschungsgruppen haben dabei den Vorteil, dass sich sogar Doktorarbeiten mit den Aufgabenstellungen beschäftigen – und so auch die besseren Ergebnisse erzielt werden. „Ein Team aus der Schweiz hat sogar vier PhD-Studierende, die speziell auf die Tasks im Wettbewerb abzielen", erzählt Klaus Schöffmann. Insgesamt sind schon über 20 wissenschaftliche Arbeiten (davon 15 Doktorarbeiten) in Verbindung mit dem Showdown entstanden.

Zu gewinnen gibt es für die Wissenschaftler*innen vor allem Ruhm und Ehre, und auch ein Preisgeld. Wir fragen bei Klaus Schöffmann nach, ob auch die Forschungsgruppe am Institut für Informationstechnologie an der Universität Klagenfurt Teil der „Hall of Fame" ist, und erfahren: „Wir haben nur beim ersten Video Browser Showdown im Jahr 2012 gewonnen, aber wir waren immer wieder auf dem Podium. Darauf sind wir als relativ kleines Team sehr stolz."

Stolz ist man auch darauf, wie sich der Wettbewerb entwickelt hat und dass sich immer mehr internationale Forscher*innen dafür begeistern. Mittlerweile haben Schweizer Kolleg*innen einen neuen Server aufgesetzt, der die hybride Umsetzung ermöglicht und optimiert. So kann es auch gelingen, dass sich die Forschungsteams zwischen den jährlich stattfindenden Tagungen messen. Der Video Browser Showdown wird außerdem live auf Twitch gestreamt. Das Gewinnerteam verfasst eine umfangreiche Zusammenfassung und Auswertung als wissenschaftliches Paper – und erreicht so noch zusätzliche Sichtbarkeit. Klaus Schöffmann ist noch immer Hauptorganisator des Video Browser Showdown, gemeinsam mit Werner Bailer (Joanneum Research Austria), Jakub Lokoc (Charles University in Prag), Cathal Gurrin (Dublin City University) und Luca Rossetto (Universität Zürich). Die Erfolgsgeschichte, die 2012 in Klagenfurt begann, spornt weltweit Forscher*innen zu Höchstleistungen an. Gewonnen werden dabei nicht nur die Wettbewerbe, sondern vor allem neue Erkenntnisse für die Forschung.

Zur Person

Klaus Schöffmann ist assoziierter Professor am Institut für Informationstechnologie an der Universität Klagenfurt. Seine Forschungsschwerpunkte sind das Verstehen von Videoinhalten (insbesondere von medizinischen, chirurgischen Videos), Multimediaabruf, interaktive Multimedia und angewandtes Deep Learning. Er ist (Mit-)Autor von mehr als 100 Publikationen in diesem Feld. Er ist Mitglied der IEEE und der ACM sowie regelmäßig Gutachter für internationale Konferenzen und Fachzeitschriften im Bereich Multimedia.

W

Wie gut können wir Videos auswerten?

Damit beispielsweise Autos autonom fahren und Bildmaterial autonom ausgewertet werden kann, muss die Maschine erkennen, was sie mit Kameras wahrnimmt. Glaubt man der Science Fiction, sind wir bei der Entwicklung von solchen intelligenten Maschinen sehr weit. Klaus Schöffmann relativiert den Fortschritt: „Es braucht noch viel Forschung, bis eine Maschine wie der Mensch erkennt, was sie sieht. Ein autonom fahrendes Auto kann nicht immer zwischen einem Baum oder einem Menschen unterscheiden. Unser Problem ist die Fülle an Daten. In dieser Fülle müssen wir mit Ungenauigkeiten, oftmals mit nur 70 Prozent Präzision, zurechtkommen. In heiklen Einsatzbereichen wie den autonomen Fahrzeugen ist das noch deutlich zu viel."

Ob nun wenigstens die Suche in großen Videoportalen wie YouTube (künstlich) intelligent funktioniert? Auch hier die ernüchternde Erkenntnis: „Gefunden wird rein über die Texte, die rund um das Video gepostet werden." Fortschritte gäbe es in dem Bereich zum Beispiel bei der Ähnlichkeitssuche. Hat man aber noch kein Bildmaterial, mit dem man Ähnliches suchen könne, muss man es erst textuell beschreiben. Und auch hier gilt: Kann man das Konzept eines Baums, eines Hauses, eines Tiers oder eines bestimmten Events (z. B. einer Hochzeit) hinreichend gut beschreiben, dass damit auch Passendes in einem sehr großen Videoarchiv schnell gefunden wird?

60 Prozent schneller

Elektronische Gesundheitsakten sind heikel, sie haben aber enormes Potenzial. Ziel eines Forschungsprojekts sind Akten, die Daten von persönlichen medizinischen Geräten nutzen und gleichzeitig über mehrere medizinische Einrichtungen hinweg neues Wissen zu Diagnosen, Krankheiten und Therapien aus der enormen Datenfülle gewinnen können. **Dragi Kimovski, Sasko Riskov** und **Radu Prodan** haben neue Ansätze für ein dezentrales Gesundheitsdatensystem vorgestellt, mit dem die maschinelle Lernzeit um 60 Prozent reduziert werden kann.

Digitale Kluft

Rido/Abobestock

„Viele Lehrende und Studierende nutzen digitale Tools, um ihre Lehrmaterialien und Präsentationen barrierefreier zu machen. Allerdings verwendeten nur 40 Prozent der Umfrageteilnehmer*innen digitale Tools, um die Barrierefreiheit von Online-Unterricht zu erhöhen“, erklärt **Marlene Hilzensauer** (Gebärdensprache und Hörbehindertenkommunikation) zu den Ergebnissen der InclUDE-Erhebung. Damit tatsächlich alle online lernen können, braucht es mehr Wissen und Fortbildung zu barrierefreien Tools.

Technik belastet Gesundheit

manus4/Adobestock

Katharina Ninaus, Sandra Diehl und **Ralf Terlutter** haben untersucht, welchen Einfluss die Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT) auf Wohlbefinden und Gesundheit von Angestellten hat. Ihre Erkenntnis: Die Technik hat eher einen nachteiligen Effekt auf Burnout, Work-Family-Balance und Arbeitszufriedenheit. Umso wichtiger ist, dass Unternehmen für die geeigneten Rahmenbedingungen für eine bessere Balance sorgen.

Für Sportlehrer*innen!

Julija/Adobestock

Ab dem Wintersemester 2022/23 kann man in Klagenfurt auch das Masterstudium für das **Unterrichtsfach „Bewegung und Sport“** studieren. Damit können nun zukünftige Sportlehrer*innen die gesamte Ausbildung an der Universität Klagenfurt absolvieren.

3 Tage für die Gesundheit

Mediterraneo/Adobestock

Von 8. bis 10. November 2022 finden heuer erstmals mehrtägig die Gesundheitstage an der Universität Klagenfurt statt. Im Zentrum steht dabei das Thema „Gute Kommunikation“ als Gesundheitsfaktor. Geboten werden Vorträge und Workshops für Studierende und Mitarbeiter*innen, eine Gesundheitsstraße und ein offenes Forum mit einem Austausch über Gesundheitsangebote an der Universität Klagenfurt.

„Man muss die Quellen gegen den Strich lesen.“

Was können Alltagsgegenstände wie eine Schnabeltasse viele Jahre nach ihrem Einsatz über kulturelle und soziale Zusammenhänge aussagen? Elisabeth Lobenwein spricht über die Arbeit mit geschichtswissenschaftlichen Quellen und ihren Forschungsschwerpunkt in den Medical Humanities.

Text: *Karen Meehan*
Fotos: *„Schnabeltasse aus Porzellan", ca. 1890–1910. Deutsches Medizinhistorisches Museum Ingolstadt & Walter Elsner*

Die Historikerin Elisabeth Lobenwein beschäftigt sich seit ihrer Studienzeit mit der Kultur- und Sozialgeschichte von Gesundheit und Krankheit. Als Präsidentin des Vereins für Sozialgeschichte der Medizin (2014–2021) konnte sie sich intensiv mit verschiedenen Themen auseinandersetzen und kooperierte mit diversen Institutionen, so auch mit dem Deutschen Medizinhistorischen Museum Ingolstadt.

Einrichtungen wie das Ingolstädter Museum verwahren in ihren Depots einen immensen und stetig wachsenden Schatz an Gegenständen, die vor Ort in ihrer dreidimensionalen Materialität betrachtet oder über Sammlungsdatenbanken untersucht werden können. Hinter den Datenbanken steckt ein enormer Arbeitsaufwand, denn sie werden akribisch erstellt und laufend mit Daten angereichert, damit sie für Forscher*innen benutzbar sind. Dazu werden Beschreibungen aus alten Katalogen übertragen und mit 3D-Aufnahmen ergänzt, um die Körperlichkeit der Objekte erfassbar zu machen.

Großen Zuspruch finden auch Ausstellungen, oft mit überraschend aktueller Relevanz und Resonanz, etwa zur Verabreichung der ersten Vakzination mit Kuhpocken oder dazu, wie man Spucknapf und Weihrauchkugeln zur Abwehr von Infektionskrankheiten eingesetzt hat. Über die allseits bekannte Schnabelmaske des Pestdoktors erfährt man so, dass die erste Abbildung deutlich nach dem Ende des Mittelalters im Jahr 1665 in Rom auftauchte. Bei genauer Betrachtung der Quellen entdeckten Forscher*innen, dass dieses Objekt in Deutschland nicht primär als medizinisches Instrument nach dem neuesten Stand der Technik eingesetzt wurde. Vielmehr tauchte es in Flugblättern als Karikatur auf, im Versuch, sich mit Spott vom veralteten Umgang südeuropäischer Länder mit Infektionskrankheiten zu distanzieren.

Lobenwein betreute als Vereinspräsidentin die Herausgabe von sieben Bänden der *Open-Access*-Zeitschrift „Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin", die Gesundheit und Krankheit interdisziplinär aus historischer, kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive beleuchtet. Beitragende zur neuen Ausgabe, Band Nr. 20, betrachten die Kulturgeschichte(n) der Impfung und finden unter anderem Informationen zu den teils heftigen Debatten, die auf die Einführung der Schutzimpfungen für Pocken folgten, sowie Belege dafür, dass Eltern die Polio-Impfung für ihre Kinder in den 1950er Jahren lautstark einforderten. Band Nr. 17 greift schwerpunktmäßig die medikalisierten Kindheiten von Kindern und Jugendlichen in Fürsorgeerziehungseinrichtungen auf – ein sensibles und emotional belastendes Thema, das zusätzlich durch eine herausfordernde Quellenlage erschwert wird.

Die Objektgeschichte hat durch sich wandelnde Forschungsansätze eine neue Aufmerksamkeit erlangt. Im gesundheitsgeschichtlichen Kontext gewinnen damit auch nichtmedizinische Objekte an Aussagekraft, wie in Band Nr. 19 der Zeitschrift gezeigt wird. Forscher*innen untersuchen etwa, welche Auswirkungen Gewicht und Gestaltung eines Gegenstands auf die Handhabung hatten. Ob eine Schnabeltasse mit einem Griff ausgestattet war oder nicht, gibt Auskunft über den vorgesehenen Gebrauch durch Pflegende oder durch die Patient*innen selbst. Um Dekubitus zu verhindern, mussten pflegende Personen damals wie heute den richtigen Umgang mit dem Bettlaken beherrschen. Ein Paar hölzerne Ski werden nicht lediglich als altmodische Sportausrüstung, sondern als essenzielle Ausstattung einer Fürsorgerin in Tirol verstanden, die damit im tiefsten Winter Familien in abgelegenen Orten betreuen konnte.

Zwei große Themenbereiche – der Umgang mit vulnerablen Gruppen und die soziale Gerechtigkeit – ziehen sich wie ein roter Faden durch das Gespräch mit Elisabeth Lobenwein. Ihr Interesse für die Kultur- und Sozialgeschichte von Gesundheit und Krankheit wurde bereits im Lehramtsstudium geweckt, dreht es sich doch um Fragen universeller Natur: Wie bleibe ich gesund? Wie werde ich wieder gesund, wenn ich erkranke? Wie erhalte ich meine Gesundheit bis ins Alter?

„Die Auseinandersetzung mit Gesundheit und Krankheit ist eine anthropologische Konstante, die jede Person in jeder Epoche beschäftigt und betrifft, wenngleich auf unterschiedliche Art und Weise", sagt Elisabeth Lobenwein.

Neben der Perspektive der Ärzt*innen, welche Ausbildung sie hatten, was sie geleistet, geschrieben und erfunden haben, gilt heute die Sicht der Patient*innen, wie auch die geschlechtergeschichtliche Perspektive, als essenziell. Der britische Historiker Roy Porter lenkte in seinem 1985 erschienenen Artikel „The Patient's View: Doing Medical History from Below" erstmals den Blick auf die Patient*innen und löste damit eine Neuorientierung in der gesundheitshistorischen Forschung aus. Folglich spielen in Lobenweins Arbeit nicht nur akademisch ausgebildete Ärzt*innen eine Rolle, sondern – speziell in Bezug auf die Frühe Neuzeit – auch die große Gruppe an Heiler*innen, zu denen Hebammen

> „Die Auseinandersetzung mit Gesundheit und Krankheit ist eine anthropologische Konstante, die jede Person in jeder Epoche beschäftigt und betrifft, wenngleich auf unterschiedliche Art und Weise."
>
> *(Elisabeth Lobenwein)*

und Bader sowie Laienheiler*innen in ländlichen Gegenden zählten. Diese gaben ihr Wissen über viele Generationen weiter und bedienten ein breites Klientel, dem die Möglichkeit fehlte, einen akademischen Arzt aufzusuchen.

Auch diesen Menschen – den Kranken, Betagten, Hilfsbedürftigen – gilt Lobenweins wissenschaftliche Neugierde. Über lange Zeit blieben diese Stimmen ungehört, ihre Vorstellungswelten und Schicksale unsichtbar. Neue Ansätze erlauben Forscher*innen, ihnen Aufmerksamkeit zu geben, indem sie die Quellen „gegen den Strich lesen". Im Wallfahrtsort Maria Luggau im Gailtal sind über eintausend sogenannte Wunderheilungsberichte aus der Frühen Neuzeit als Handschriften erhalten geblieben. Lobenwein konnte diese im Rahmen ihrer Dissertation nach sozial- und medizinhistorischen Aspekten aufarbeiten und gewann spannende Einsichten in die Lebenswelten der Pilger*innen. Diese diktierten den Klostergeistlichen ihre Lebensgeschichten und Krankheitserfahrungen, beschrieben ihr Schmerzempfinden, und erzählten von bedrohlichen und belastenden Situationen. Die Erlösung vom erlebten Leiden wurde als göttlicher Eingriff interpretiert. Man erfährt, wie Kinder in die landwirtschaftliche Arbeitswelt eingebettet waren, da sie oft in der Ausübung ihrer Aufgaben Verletzungen erlitten. Fast 95 Prozent der chronologisch geordneten Mirakelberichte beinhalten präzise Namens- und Ortsangaben. Personen können somit heute noch über Kirchenbücher, auch Matriken genannt, identifiziert werden. Psychische Erkrankungen oder Fälle von „sündhaftem Leben" wurden anonymisiert aufgezeichnet, handelte es sich doch dabei um tabuisierte Gegenstandsbereiche. Bei Berichten, in denen Frauen im Mittelpunkt stehen, überwiegt der Themenkomplex Geburt und Schwangerschaft. Dank dieser einzigartigen Quellengattung können wir heute erfahren, wie es einer Bäuerin aus dem Gailtal um 1650 während der Niederkunft erging und welche ihrer Nachbarinnen ihr dabei zur Seite standen.

Einem ähnlichen Ansatz, nämlich der Frage nach den Orten des Alters und der Pflege, widmete sich Lobenwein anlässlich der 500-Jahr-Feier der Stadt Klagenfurt (1518–2018). In ihrem Beitrag zum Sonderheft des Geschichtsvereins für Kärnten (2018) beschreibt sie am Beispiel des Klagenfurter Bürgerspitals, welche Möglichkeiten pflegebedürftige Menschen aus dem Klagenfurter Bürgertum hatten, institutionell untergebracht zu werden. Dafür wurden zahlreiche Bestände auf der Suche nach Quellen zur Institutionsgeschichte und zu den Gründungsstatuten durchforstet. In diesem Zusammenhang dienten sogenannte Supplikationen als besonders reichhaltige frühneuzeitliche Quelle. Bedürftige Personen mussten ein zweiseitiges Schreiben einreichen, in dem sie ihr Leben und ihre soziale Herkunft beschrieben und schilderten, warum sie in Armut geraten sind und sich nicht mehr versorgen konnten. Um argumentativ überzeugen zu können, gaben sie viele Details aus ihrer Lebensgeschichte preis und lieferten damit dichte Beschreibungen vom Dasein eben jener Menschen, die sonst in den Quellen selten sichtbar werden. Auch dieses Beispiel zeigt: Im Kern von Lobenweins Forschungsarbeit liegt eine grundlegende Fragestellung, die uns in jeder Epoche begleitet: Wie gehen wir mit den Schwächsten in unserer Gesellschaft um?

Zur Person

Elisabeth Lobenwein forscht und lehrt am Institut für Geschichte.
Ihre in der Frühen Neuzeit verankerten Forschungsschwerpunkte sind u. a. Kultur- und Sozialgeschichte von Gesundheit und Krankheit, Kulturgeschichte des Politischen, Wissensgeschichte, Selbstzeugnisse, Mentalitäts- und Frömmigkeitsgeschichte.
Lobenwein arbeitet an einer Habilitation zur Kommunikationsgeschichte zwischen dem Osmanischen Reich und der Habsburger Monarchie in der Phase der Zweiten Wiener Belagerung (1683).

Die Folgen sexueller Gewalt

In Kriegen und bewaffneten Konflikten wird sexuelle Gewalt gegen Frauen und Mädchen häufig als Machtinstrument eingesetzt. Wenn Frauen in Folge von sexueller Gewalt Kinder zur Welt bringen, verschlimmern sich in vielen Fällen die psychosozialen Auswirkungen – nicht nur auf die Mütter, sondern auch auf die Kinder. Antonio Piolanti von der Abteilung für Gesundheitspsychologie hat sich auf diese Thematik eingelassen und zwei Studien dazu veröffentlicht.

Interview: *Katharina Tischler-Banfield*
Fotos: *Katharina Tischler-Banfield & jf Lefèvre/Adobestock*

Warum beschäftigen Sie sich in Ihrer Forschungsarbeit mit sexueller Gewalt und ihren Opfern?
Mit den Studien wollten wir, also meine Co-Autorin Myriam Denov und ich, Aufmerksamkeit für diese Thematiken erzeugen, da sie bis dato wenig erforscht werden. Wir haben uns Frauen und Kindern gewidmet, die – direkt oder indirekt – Opfer sexueller Gewalt, unter anderem während der Zeit des Völkermords in Ruanda, geworden sind, und von der internationalen Öffentlichkeit kaum beachtet werden. Mehr Aufmerksamkeit hat häufig auch mehr Geld und Hilfsangebote der internationalen Gemeinschaft zur Folge.

Welche Aspekte beleuchteten die beiden Studien?
Die erste Studie beschäftigte sich mit der Situation von Müttern, die während des Genozids in Ruanda vergewaltigt worden waren und infolge Kinder geboren hatten. Wir führten Interviews mit 44 Frauen, um ihre psychische Verfassung, Stigmatisierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien mehr als 20 Jahre nach den Gewalttaten zu untersuchen.

Waren die Frauen sofort bereit, über die Geschehnisse zu sprechen?
Wir hatten Unterstützung von einer NGO, die schon längere Zeit mit betroffenen Müttern arbeitete und sie unterstützte. Aber die meisten wollten ihre Geschichte erzählen. Zusätzlich zu den Interviews wurde auch ein Workshop veranstaltet, bei dem die Teilnehmerinnen gebeten wurden, ihre Geschichte und ihren Lebensweg anhand der Metapher eines Flusses zu zeichnen, um das Auf und Ab ihres Lebens zu verdeutlichen. Das hat das Sprechen über ihre Erfahrungen erleichtert.

Wie ging es den Frauen zum Zeitpunkt der Befragungen?
Viele schämten sich für ihre Geschichte und litten sehr darunter. Erfahrungen sexueller Gewalt sind höchst traumatisierend. Wenn daraus auch noch ein Kind entsteht, hat das schwerwiegende psychische Folgen für die Mütter. Wie die Studie belegte, verstärkte sich der psychische Leidensdruck vor allem durch Stigmatisierung und Ausgrenzung durch Familienmitglieder und die Gemeinschaft, was wiederum die Genesung erschwerte und ein Leben in Armut zur Folge hatte. Die Kinder wurden von ihrem Umfeld oft als *little killers* bezeichnet. Sie symbolisierten die Gräueltaten des Völkermords und wurden häufig, gemeinsam mit ihren Müttern, isoliert.

Wie gingen die Frauen mit der Ausgrenzung und Diskriminierung um?
Einige sind umgezogen, um dem Umfeld zu entfliehen. Ein wichtiger Punkt waren auch Unterstützungsangebote durch externe Organisationen, wodurch sie auf Mütter mit ähnlichen Erfahrungen trafen. Der größte Rückhalt, wie viele berichteten, waren aber Familienmitglieder, die sie nicht verstoßen hatten und ihnen in der ganzen Zeit zur Seite standen.

In einer zweiten Studie standen die durch sexuelle Gewalt geborenen Kinder und ihre „Väter“ im Fokus.
Ja, hier ging es um Kinder von vergewaltigten Frauen in Ruanda und die Rolle des Vaters in ihrem Leben. Wir haben Interviews mit den Kindern, die zum Zeitpunkt der Studie 20 oder 21 Jahre alt waren, durchgeführt. Sie wussten selbstverständlich schon davor über die Umstände ihrer Zeugung Bescheid.

Wie erfuhren die Kinder von der Identität ihrer Väter?
Viele leben in kleinen Dörfern, in denen geredet wird, und haben so erfahren, wer ihr biologischer Vater ist. Wenn Kinder ohne Vater aufwachsen und bei anderen Gleichaltrigen sehen, dass es einen Vater gibt, kommen automatisch Fragen auf. Einige Kinder erfuhren auch von Familienmitgliedern oder von Gleichaltrigen über ihren Vater.

Welchen Einfluss hat das Wissen über ihre Väter auf ihr Leben?
Die meisten befragten Kinder wollten nichts über die Identität ihres Vaters wis-

sen, betonten aber, dass die Abwesenheit des Vaters sie belastete. Ein paar wenige kannten ihre Väter. Manche sprachen davon, dass sie ihren Vater hassten, da er die Ursache allen Übels und der Grund ihres Leids und ihrer Situation war. Ein wesentlicher Aspekt in diesem Zusammenhang ist, dass es sich in Ruanda um eine patriarchale Kultur handelt, in der dem Vater ein besonderer Stellenwert zukommt und die Kinder häufig mit der Abstammung und Familie des Vaters identifiziert werden. Diese väterliche Seite nicht zu kennen oder, wie manche berichteten, von ihr abgelehnt zu werden, hat einen starken Einfluss auf die eigene Identitätsbildung.

Kinder werden so zu den indirekten Opfern sexueller Gewalt.
Es macht auf jeden Fall deutlich, welche Auswirkungen die Vergewaltigungen haben, meist auf die ganze Gemeinschaft, in der die Kinder und Mütter leben. Das Dorf oder die Gemeinde sieht die Kinder als Symbol eines Konflikts. Sie werden stigmatisiert und ausgegrenzt. Außerdem erzählten sie von Mobbing und Ausgrenzung durch Gleichaltrige oder Familienmitglieder.

Wie charakterisierten sie die Beziehung zur Mutter?
Diese war oft ambivalent. Erzählten Mütter ehrlich über die Geschehnisse, konnten die Kinder in vielen Fällen Verständnis und Empathie für das Leid der Mutter aufbringen. Für einige waren wiederum der offene Umgang und die Wahrheit traumatisierend.

Spielten alternative Vaterfiguren eine Rolle im Leben der Kinder?
Einige Kinder berichteten, dass ihre Mütter neue Partner hatten, sie sahen diese meist nicht als Vaterfiguren an. Die meisten erzählten, dass sie vom Stiefvater schikaniert und schlecht behandelt wurden, in manchen Fällen war sogar von physischer und sexueller Gewalt die Rede.

Welche Schlüsse ziehen Sie aus den Studien?
Es wurde deutlich, wie wichtig die Reintegration der Mütter in ihre Gemeinschaften und Familien ist. Die Stigmatisierung und Isolation infolge sexueller Gewalt zu verringern, kann die psychische Situation der Frauen verbessern. Wenn man die Realitäten der von sexueller Gewalt betroffenen Frauen besser versteht, können diese Erkenntnisse wiederum bei Interventionen in anderen Kontexten, wie beim Umgang mit Flüchtlingen, eingesetzt werden.

Wie gehen Sie als Wissenschaftler mit solchen belastenden Forschungsthemen um?
Man sieht viel Ungerechtigkeit und fühlt sich oft machtlos. Menschen leiden zu sehen und nicht viel dagegen tun zu können, erzeugt eine gewisse Ohnmacht. Ich glaube, dass dieses Gefühl im Fach der Psychologie sehr häufig ist, aber man lernt, damit umzugehen.

Zur Person

Antonio Piolanti ist seit Jänner 2021 Postdoc-Assistent am Institut für Psychologie, Abteilung für Gesundheitspsychologie. Sein PhD-Studium absolvierte er an der Universitá di Bologna. Während seiner Doktorarbeit war er als Gastprofessor an der McGill University in Montreal, Kanada, tätig. Seine nächste Publikation ist eine Metaanalyse zur Prävention sexueller Gewalt in der Jugend.

V

Völkermord in Ruanda

Im Jahr 1994 starben innerhalb weniger Wochen in Ruanda rund **800.000 Menschen**, überwiegend Anhänger*innen der Tutsi-Minderheit, durch Angriffe von radikalen Mitgliedern der Volksgruppe der Hutu. Schätzungsweise **250.000 bis 350.000 Frauen und Mädchen** wurden in dieser Zeit vergewaltigt, zwischen **10.000 und 25.000 Kinder** sollen aus diesen Vergewaltigungen geboren worden sein.

Zu zweit, und doch allein: Einsamkeit in Partnerbeziehungen

Der Psychologe Marcus Mund hat in einem über drei Jahre dauernden Forschungsprojekt Einsamkeit in Partnerbeziehungen untersucht. Das Projekt befindet sich nun in der Endphase. *ad astra* hat ihn zum Projekt und zu den ersten Forschungsergebnissen befragt.

Interview: *Annegret Landes*
Fotos: *dreidreieins/Adobestock & privat/KK*

Herr Mund, wie läuft das Forschungsprojekt ab?
Über einen Zeitraum von drei Jahren wurden jeweils beide Partner*innen in einer Partnerschaft zu insgesamt elf Messzeitpunkten im Abstand von jeweils drei Monaten befragt. Dabei ging es um verschiedene Aspekte ihrer Persönlichkeit, ihrer Beziehung sowie ihrer Wahrnehmung des Partners. Zusätzlich dazu gab es insgesamt drei Tagebuchphasen, in denen vor allem Fragen zu affektiven, kognitiven und verhaltensbezogenen Aspekten des täglichen Lebens im Vordergrund standen. Diese Tagebuchphasen bestanden aus je zwei vierzehntägigen Eintragungsphasen. Das Design der Studie ermöglicht es uns, sowohl die Makro- als auch die Mikrodynamik zwischen Einsamkeit und Beziehungsqualität über den Zeitverlauf von drei Jahren zu beleuchten. Gleichzeitig untersuchen wir die intra- und interpersonalen Prozesse, die dieser Dynamik zugrunde liegen. Dadurch erlaubt uns das

Projekt grundlegende Einblicke, die uns dabei helfen können zu verstehen, wie sich Einsamkeit äußert und welche Ursachen und Konsequenzen sie hat. Nun befinden wir uns schon in der Endphase des Projekts, die letzte Befragungswelle wurde vor kurzem abgeschlossen.

Was ist das Besondere an Ihrem Forschungsprojekt?

Einsamkeit in Partnerschaften ist ja eigentlich etwas geradezu Paradoxes. Zur Einsamkeit generell gibt es umfangreiche Forschungen und entsprechende Literatur. Diese beziehen sich jedoch vor allem auf gesundheitliche Aspekte der Einsamkeit. Man weiß ja sehr genau, dass chronische Einsamkeit sehr gefährlich, ja geradezu gesundheitsschädlich ist. Auch bei Trennungen von Paaren ist die Einsamkeit eine gewisse Zeit höher, aber das sind alles normale Prozesse. Was wir in diesem Projekt erforschen, ist etwas anderes: Es geht um die dauerhafte und ständige Wahrnehmung, dass die eigene Partnerschaft nicht gut genug ist, also um einen anhaltenden Zustand eines Defizits. Über eine solche Einsamkeit in Beziehungen gibt es bisher tatsächlich sehr wenig Forschung. Es handelt sich deshalb um ein großes Feld, das wir hier gerade erschließen. Wir können dazu beitragen, die sozialen Dynamiken von Einsamkeit besser zu verstehen, um ihnen ultimativ auch entgegenwirken zu können.

Gibt es denn eine Definition für Einsamkeit oder ist Einsamkeit etwas sehr Subjektives?

Es ist beides. Einsamkeit ist einerseits ein sehr subjektives Phänomen, aber in der Forschung hat sich folgende Definition etabliert: Einsamkeit entsteht dann, wenn ein Ungleichgewicht zwischen den sozialen Beziehungen, die man sich wünscht, und denen, die man hat, besteht. Auch wenn soziale Beziehungen als ungenügend empfunden werden, kann eine Person einsam sein. Diese Wahrnehmung kann sich auf die Anzahl von sozialen Kontakten oder aber – und viel wichtiger – auf die Qualität von sozialen Beziehungen stützen. Wenn also soziale Beziehungen nicht als emotional genug wahrgenommen werden, kann es zu Einsamkeit kommen.

Wie ist die Wechselwirkung zwischen Prozessen, die in der jeweiligen Person selbst und mit anderen Personen stattfinden?

Oft tragen Menschen, die Einsamkeit verspüren, einen starken inneren Konflikt mit sich herum. Einsamkeit wird als negativ und unangenehm empfunden, manche reden sogar von sozialem Schmerz. Wenn Menschen Schmerz empfinden, versuchen sie die Quelle dieses Schmerzes abzustellen. Wenn also die Einsamkeit aufhören soll, muss man sich zwangsläufig wieder anderen Personen anschließen, Kontakte neu aufbauen oder diese wiederherstellen. Es ist also notwendig, sozial aktiv zu werden, damit eine Beziehung wieder als emotional erfüllend empfunden wird. Einsamkeit geht aber auch gerade damit einher, dass Menschen nicht weiter abgelehnt werden wollen. Es ist beispielsweise so, dass einsame Menschen eine höhere Tendenz haben, sich von anderen abzuschotten. Sie öffnen sich weniger. Daraus entsteht nun der innere Konflikt, dass sie sich eigentlich öffnen wollen, aber auch nicht von anderen verletzt werden wollen. Dies kann Interaktion natürlich potenziell schwierig machen. Hinzu kommt, dass bekannt ist, dass einsamere Menschen bevorzugt Reize wahrnehmen, die eine soziale Bedrohung oder Ablehnung darstellen können. Darüber hinaus interpretieren sie auch uneindeutige Reize eher als Ablehnung. Personen, die einsam sind, erwarten also geradezu, abgelehnt zu werden, und nehmen die Welt dann auch so wahr.

Wie stellt sich das nun in Partnerschaften dar?

Wenn eine Selbstöffnung nicht stattfinden kann, dann macht das auch Partnerschaften schwierig. In diesen Konstellationen kann dann kein Vertrauen zum Partner*-zur Partnerin entstehen, da ja die Erwartungshaltung da ist, abgelehnt zu werden. Wir konnten auch zeigen, dass einsame Menschen in ihrer Partnerschaft mehr Konflikte wahrnehmen. Diese Menschen berichten also von mehr Konflikten, ihre Partner*innen wiederum nehmen dies überhaupt nicht so wahr und teilen diese Einschätzung nicht. Und so schlägt sich allein die Erwartung, abgelehnt zu werden, in der täglichen Interaktion nieder: Man öffnet sich weniger, kann keine Nähe zulassen, die man ja eigentlich möchte.

Können Sie mir schon etwas über konkrete Forschungsergebnisse sagen?

Bisher ist aus dem Projekt eine Publikation entstanden, in der es um eher technische Aspekte von Einsamkeit geht, wir haben mehrere Messinstrumente miteinander verglichen.

Außerdem haben wir herausgefunden, dass die tägliche Kommunikation gar keine so große Rolle für die Beziehung spielt, wie wir erwartet hätten. Damit konnten wir auch zeigen, dass Beziehungen schon auch etwas relativ Stabiles sind, die auch einmal einen schlechten Tag verkraften.

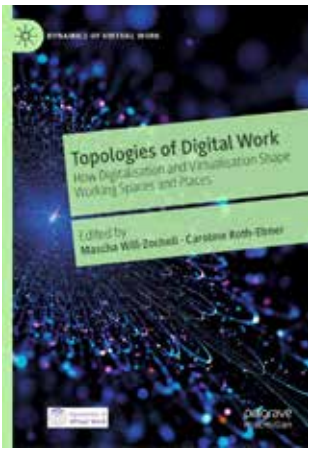
Ein weiterer Aspekt, den wir gefunden haben, ist, dass Personen in Beziehungen die Einsamkeit des Partners*der Partnerin tatsächlich sehr gut wahrnehmen können. Dies ist besonders deshalb interessant, weil es auch Möglichkeiten eröffnet, gegen Einsamkeit vorzugehen. Von Einsamkeit betroffene Menschen können selbst ja relativ wenig tun. Sie sind in ihrem inneren Konflikt gefangen, schüchtern und erwarten Ablehnung. Wenn nun aber andere, seien es Partner*innen oder Freund*innen, diese Einsamkeit erkennen können, dann gibt es tatsächlich Möglichkeiten, dem auch effektiv entgegenzuwirken.

In naher Zukunft werden wir nun alle erhobenen Datensätze zur Verfügung haben, dann können wir uns auch die vielfältigen Prozesse im Zeitverlauf genau anschauen. ✴

Zur Person

Marcus Mund ist Universitätsprofessor für Psychologische Diagnostik und Differentielle Psychologie am Institut für Psychologie. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Einsamkeit, Persönlichkeitsentwicklung, Persönlichkeit und sozialer Beziehungen und Person-Umwelt-Transaktionen.

Buchtipp

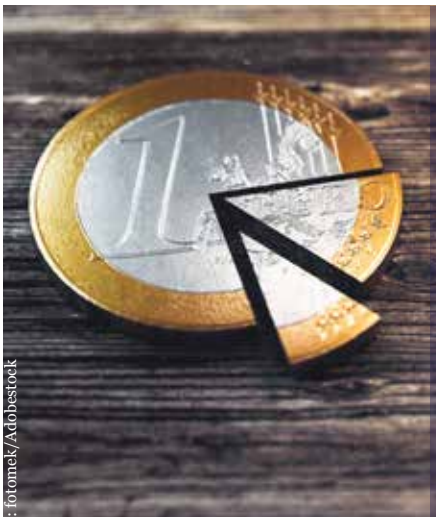


Wie werden Digitalisierung und Virtualisierung unsere Arbeitsräume verändern? **Caroline Roth-Ebner** und **Mascha Will-Zocholl** haben kürzlich einen Band zu „Topologies of Digital Work" herausgegeben. Das Fazit: Arbeit ist nicht ortlos geworden.

Will-Zocholl, Mascha, Roth-Ebner, Caroline (Eds.) (2021). Topologies of Digital Work. How Digitalisation and Virtualisation Shape Working Spaces and Places. Virtual Work Series. London: Palgrave Macmillan. Chapter 1, 4 and 11 OPEN ACCESS.

Podcast

Wie beeinflusst (wirtschafts)wissenschaftliche Forschung unser Leben? Dazu hat Prodekan **Martin Wagner** vom Institut für Volkswirtschaftslehre mit Timm Bodner für den Antenne Kärnten-Podcast „Wir wollen's wissen" gesprochen. Erfahren Sie, wie die jüngsten Krisen die Wissenschaft verändert haben, wie sich unser Leben ohne Wissenschaft verändern würde und woran in Klagenfurt gerade geforscht wird.



: fotomek/Adobestock

Unternehmenssteuertag

Zum Schwerpunkt „Restrukturierung nach COVID-19" fand am 6. Oktober 2022 der Unternehmenssteuertag an der Universität Klagenfurt statt. Zur Veranstaltung lud das **Institut für Finanzmanagement** ein.

Ausgezeichnet

KK

Beim österreichischen Moot Court Arbeitsrecht, einem Wettbewerb für Rechtswissenschaftler*innen mit simulierten Gerichtsverhandlungen, haben **Barbara Guggenberger** und **Rabia Karim Saleemi** (Masterstudium Wirtschaftsrecht) hervorragend abgeschnitten: Sie konnten in der Kategorie bester Schriftsatz den 1. Platz und in der Gesamtwertung den 2. Platz erringen.

Lehrer*innen willkommen

Im November lädt die Fakultät für Wirtschaftswissenschaften zum ersten Lehrer*innen-Forum an der Universität Klagenfurt. Ziel ist ein informeller Austausch zwischen den Bildungsinstitutionen. Lehrer*innen erhalten dabei einen Einblick in die an der Universität Klagenfurt angebotenen wirtschafts- und rechtswissenschaftlichen Studien.

Mit Krypto reich werden?

Der Start ist einfach: App herunterladen, Identität verifizieren, „echtes Geld" einzahlen und loslegen. Private können heute einfacher denn je mit Krypto-Projekten handeln. Wir haben mit Alexander Brauneis darüber gesprochen, unter welchen Bedingungen man damit vielleicht sogar Erfolg haben kann.

Interview: *Romy Müller*
Fotos: *peterschreiber.media/Adobestock & Walter Elsner*

Vor zwanzig Jahren brauchte man noch eine Bank, um Aktien zu kaufen. Heute kann jeder via Smartphone-App mit Kryptowährungen handeln. Nehmen die Menschen dieses Angebot auch wahr?
Vor zehn Jahren gab es die ersten Krypto-Börsen. Dort wurden täglich einige Millionen Euro bewegt. Heute liegen wir bei bis zu 200 Milliarden Euro Umsatz am Tag, alleine in den Kryptobörsen. Wir reden also von gewaltigen Umsätzen, deren Ursache nur sein kann, dass es tatsächlich mehr Menschen geworden sind, die an diesem Handel teilhaben.

Wie erklären Sie sich den hohen Zuspruch?
Einerseits gibt es neben Bitcoin mittlerweile eine Vielzahl an Krypto-Assets. Viele dieser Projekte wollen nicht nur den Zahlungsverkehr erleichtern, sondern haben ganz andere Vorzüge oder Nutzversprechen. Das haben viele Menschen erkannt. Außerdem gab es in den letzten zehn Jahren immer wieder Hype-Phasen, zuletzt 2013, 2017 und 2021. In diesen Phasen haben auch Medien, die sich an die breite Öffentlichkeit richten, darüber berichtet, dass der Wert der Bitcoins deutlich zugelegt hat. In den Köpfen der Marktteilnehmer*innen entsteht dann das Gefühl, das wir FOMO – *fear of missing out* – nennen. Man ist in Sorge, etwas zu verpassen. Das hat das Wachstum des Markts begünstigt, obwohl wir derzeit wieder eine Phase von Verlusten und großer Unsicherheit haben.

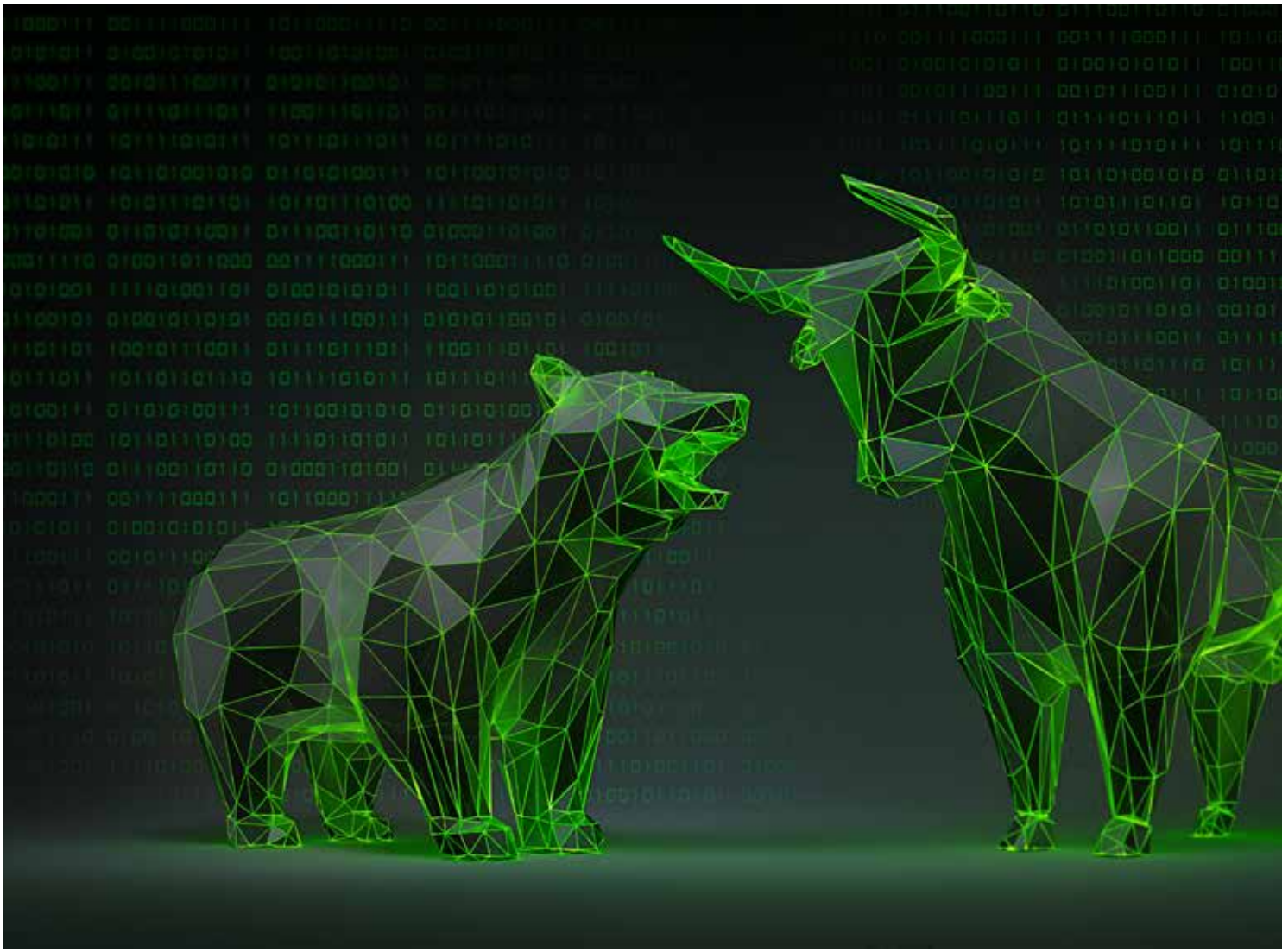
Hat man als Privatanleger*in reale Chancen, Gewinne an den Krypto-Börsen zu erzielen? Der Erfolg hängt ja auch oft von einem Informationsvorsprung ab. Gibt es eine bewusste Manipulation der Kurse?
Der Markt ist mittlerweile zu groß, um ihn leicht manipulieren zu können. Gerade die großen Kryptowährungen wie Bitcoin oder Ether sind meiner Wahrnehmung nach nur sehr schwer zu manipulieren.

Welche Rolle spielen denn die Finanzinfluencer*innen?
Wir forschen derzeit zur Frage, was mit den Preisen von ganz kleinen Kryptowährungen passiert, wenn sie auf YouTube von Kanälen promotet werden, die ein paar hunderttausend Follower*innen haben. Es zeigt sich in unseren Ergebnissen, dass der Preis wirklich am nächsten Tag steigt, dann aber zwei Tage später wieder absinkt. In diesem Umfeld gehen wir davon aus, dass es eine Manipulation gibt.

Was ist mit ganz großen Marktteilnehmer*innen? Haben sie massivere Steuerungsmöglichkeiten?
Ja, es gibt die sogenannten *whales*, die große Geldmengen bewegen und damit auch Preise treiben können. Für die großen Kryptoprojekte ist es aber wie am Finanzmarkt: Wir gehen davon aus, dass der Markt effizient ist und niemand die Macht hat, Preise über einen längeren Zeitraum systematisch zu beeinflussen. Wir sehen zum Beispiel, dass in diesem Sommer eine der Top-Ten-Kryptowährungen völlig kollabiert ist – von 100 Dollar auf null. Damit hat niemand gerechnet und im Zuge dessen haben auch große institutionelle Anleger*innen sehr viel Geld verloren.

Kommen wir zurück zu den Privatanleger*innen. Sie handeln an den Kryptobörsen ja oft mit Produkten, die sie nicht verstehen. Eine Börsenweisheit lautet: „Kaufe nur, was du verstehst." Gilt das auch bei den Kryptoprojekten?
Ja, unbedingt.

Wie lassen sich die komplexen Produkte erklären?
Blicken wir zurück in die 1990er Jahre. Damals war das Internet eine revolutionäre Technologie, an die viele glaubten. Wer damals auf die heute erfolgreichsten Marktteilnehmer*innen wie Microsoft, Apple oder Google setzte, wird viel Geld mit seinen Aktien verdient haben. Ähnlich ist es bei den Kryptoprojekten. Sie basieren auf einer neuen Technologie, nämlich der Blockchain. Die Blockchain muss als eine dezentralisierte Datenbank verstanden werden, die von einer gleichberechtigten Gemeinschaft verwaltet, immer nur erweitert und niemals nachträglich verändert wird. Ich gehe davon aus, dass das eine Technologie ist, die in den nächsten zehn Jahren in viele Lebensbereiche einziehen wird.



Doch woher weiß ich, welche Krypto-Projekte in zehn Jahren erfolgreich sein werden?
Ob die heute Großen auch in zehn Jahren die Großen sein werden, ist schwer vorherzusehen. Ich muss also meine Erwartung in den Nutzen einer neuen Technologie einschätzen, und dafür muss ich die Technologie idealerweise auch verstehen. Wenn man das nicht (gänzlich) versteht und trotzdem Kryptowährungen halten will, würde ich empfehlen, zunächst nur mit Bitcoin zu beginnen und erst dann in andere Projekte zu investieren, wenn man versteht, worin der Unterschied und der Mehrwert liegen.

Man investiert also in eine Technologie und nicht in eine Währung?
Die meisten Krypto-Assets sind gar keine Zahlungsmittel im Sinne von Geld. Das zweitgrößte Projekt ist Ethereum – eine Plattform, die ich nutzen kann, um darauf Businessmodelle aufzubauen. Ich nenne ein einfaches Beispiel: Die Ethereum-Blockchain kann ich nutzen, um NFTs (*non fungible token*) zu erzeugen und zu handeln. Als Künstler*in kann ich dann meine (elektronische) Kunst auf der Blockchain „tokenisieren", somit einen digitalen Eigentumsbeleg erzeugen und damit meine Kunst handelbar machen. Damit ich die Blockchain nutzen kann, brauche ich die Währung – in dem Fall Ether. Die Plattform bezahle ich dafür, damit das Erzeugen meiner tokenisierten Kunst überhaupt möglich ist.

Die Kunst hat aber nur dann einen Preis, wenn das auch jemand kaufen will.
Ja, das ist wie auf allen Märkten. Auch hier gilt das Prinzip von Angebot und Nachfrage.

Was sind Ihrer Meinung nach weitere erfolgsversprechende Einsatzmöglichkeiten der Blockchain-Technologie?
Nehmen wir Lieferketten: Das Kryptoprojekt VeChain möchte Lieferketten auf der Blockchain abbilden. Louis Vuitton nutzt diese Technologie schon. Die Tasche wird hergestellt – und auf der Blockchain wird vermerkt, wo das Leder herkommt und wo sie produziert wird. Die Tasche wird dann verschifft, kommt zu einem Zwischenhändler und schließlich in den Laden. All diese Schritte sind auf der Blockchain vermerkt. Sie sind nicht mehr löschbar, nicht mehr veränderbar und nicht manipulierbar. In der Tasche ist dann ein Chip, mit dem ich die Lieferkette nachvollziehen kann. Darüber hinaus gibt es zahlreiche andere Ideen und Projekte, etwa blockchainbasierte Spiele, dezentrale Datenspeicherung, Zahlungsverkehr, Datenban-

ken, Internet of Things und viele andere.

Wie lässt sich die Grundidee der Dezentralisierung erklären?
Es soll ein Netzwerk ohne zentrale Autorität geschaffen werden. Ich muss bei Blockchains nicht darauf vertrauen, dass jemand mit Hoheitsgewalt in meinem Sinn handelt, beispielsweise, dass mich meine Hausbank die Stromrechnung online tatsächlich bezahlen lässt. In der Kryptowelt gibt es solche zentralen Instanzen nicht. Damit Transaktionen, z. B. der Transfer von Bitcoins an eine andere Adresse, trotzdem möglich und immer rechtens sind, werden Teilnehmer*innen – die „Miner" – im Bitcoin-Netzwerk ökonomisch incentiviert. Sie überprüfen erst, ob eine gewünschte Transaktion legitim ist, das heißt, ob der Absender das Guthaben überhaupt hat und es außerdem nicht doppelt verwendet, also zeitgleich an zwei Empfänger*innen senden will. Für diese Arbeit werden Miner belohnt und anderenfalls bestraft; man nennt das „Konsens-Mechanismus", von dem es je nach Blockchain verschiedene Varianten gibt. Insgesamt handeln Miner im eigenen und gleichzeitig in meinem Sinn und das ohne die Notwendigkeit einer Aufsichtsbehörde – eben dezentral.

Wie reagieren aber bisher zentrale Player am Finanzmarkt auf das neue Prinzip?
Die Staaten bemühen sich um Regulierung. In der EU arbeitet man derzeit an einer neuen Richtlinie für Krypto-Assets, in Indien werden Krypto-Assets mittlerweile wie andere Finanzprodukte besteuert. In China wurde das Krypto-Mining verboten. Was die Finanzindustrie betrifft, ist das Kernthema derzeit die sogenannte Dezentralised Finance (DeFi). Man möchte zum Beispiel den Handel von diversen Assets, auch herkömmliche Aktien, aber auch das Einlage-/Kreditgeschäft blockchainbasiert abwickeln. All das steckt derzeit noch in den Kinderschuhen und ist fehleranfällig, kann aber jetzt schon zu sehr günstigen Preisen angeboten werden.

Wie können sich Private auf die veränderte Finanzwelt vorbereiten? Gibt es Ihrer Meinung nach genügend *financial literacy* bei den Menschen?
Die Rechnung ist relativ einfach: Wenn ich mehr Rendite will, muss ich höhere Risiken eingehen. Bei hohen Inflationsrate und noch immer niedrigen Sparzinsen gehen die Menschen Risiken ein, die sie oft nicht einschätzen können. Es gibt viele Finanzprodukte, die für einen vernünftigen Vermögensaufbau viel sicherer als Kryptowährungen sind. Als Beimischung kann man aber auch Kryptoprojekte in Erwägung ziehen.

Kann man bei den jetzt in Krisen geratenen Kryptowährungen nicht einfach warten, bis die Kurse wieder besser werden?
Wenn ich beispielsweise auf ein österreichisches ATX-Unternehmen setze, das schon lange besteht, ist die Chance groß, dass das Unternehmen in zehn oder zwanzig Jahren auch noch gut dasteht. Bei den Kryptowährungen kann ich das nicht sagen. Mit dem Handeln via Smartphone-App wird man üblicherweise auch nicht zur Millionärin, wenngleich es auch solche Einzelfälle gibt. Auch wenn es bei großen Anbietern wie Bitpanda von den rund 15.000 verschiedenen Kryptowährungen nur rund 50 der „Solideren" unter ihnen zu handeln gibt, gilt: Der Handel ist hoch riskant. Empfehlungen kann dazu niemand geben und das Risiko muss man selbst einschätzen können.

Zur Person

Alexander Brauneis ist assoziierter Professor am Institut für Finanzmanagement der Universität Klagenfurt. Ab November 2022 wird er als Professor for Finance and Innovation an der Nottingham Business School tätig sein. Der Universität Klagenfurt ist er weiterhin als externer Lehrender verbunden. Er studierte Betriebswirtschaft an der Universität Graz und war seit 2004 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der AAU. 2014 wurde ihm die venia docendi für das Fach „Allgemeine Betriebswirtschaft" verliehen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen u. a. in der empirischen und quantitativen Finanzmarktforschung, der angewandten Ökonometrie, Kryptowährungen und der Marktmikrostruktur von Krypto-Märkten.

Gemeinsam zur besseren Entscheidung

Täglich treffen wir Entscheidungen, sei es im Berufs- oder im Alltagsleben. Wir stehen oft vor komplexen Aufgaben, die wir nicht immer alleine lösen, sondern im Team besser bewältigen können. Mit wem wir gute Entscheidungen treffen, um gemeinsam Aufgaben zu lösen, damit beschäftigt sich Dario Blanco-Fernandez vom Doktoratskolleg DECIDE.

Text & Foto:
Lydia Krömer

Wie arbeiten Menschen zusammen, wenn es darum geht, gemeinsam komplexe Aufgaben zu lösen und so zu guten Entscheidungen zu gelangen? Mit dieser Forschungsfrage beschäftigt sich Dario Blanco-Ferndandez, der insbesondere die Teamkonstellationen in den Blick nimmt. Komplexe Aufgaben können aufgrund begrenzter Fähigkeiten oftmals nicht alleine gelöst werden. Jedoch durch die Selbstorganisation von Gruppen können Menschen aufgrund ihrer individuellen Fähigkeiten ihre Grenzen überwinden. Personen und Gruppen lernen im Laufe der Zeit, neue Wege zur Lösung der Aufgaben zu bestreiten. Das Ziel von Dario Blanco-Fernandez ist es herauszufinden, welche Auswirkungen die Instabilität der Gruppenkonstellationen auf die Leistungsfähigkeit beim Lösen von komplexen Aufgaben hat. Daran arbeitet der Doktorand vom DECIDE-Kolleg im Forschungsteam von Stephan Leitner und Alexandra Rausch von der Abteilung für Controlling und Strategische Unternehmensführung.

Never change a winning team?

In den bisherigen Forschungen ist man davon ausgegangen, dass Veränderungen der Gruppenkonstellationen zu schlechteren Leistungen führen und die Gruppenstabilität eine gewünschte Eigenschaft ist. Blanco-Fernandez sieht das anders und holt weiter aus: „Es gibt Situationen, in denen Menschen Schwierigkeiten haben, zu guten Lösungen zu gelangen. Die Gründe sind sehr vielfältig. Die Aufnahme von neuen Gruppenmitgliedern kann mitunter ein Weg sein, neues Wissen in die Gruppe einzubringen und so die Innovation und die Kreativität einer Gruppe zu fördern.“ Durch die Selbstorganisation nimmt die Gruppe diese Personen in ihre Reihen auf, so dass sie die am besten geeigneten Mitglieder hat, um eine Lösung für die komplexen Aufgaben zu finden. Somit wird Wissen generiert, das zuvor nicht verfügbar war. Diese Ergebnisse stellen die Strategie „*Never change a winning team*“ infrage.

Solche heterogenen Gruppen verbinden die Eigenschaften von Fachwissen und Fähigkeiten, über die eine Person alleine nicht verfügt. Für eine Person, so Blanco-Fernandez, sei es zeitlich sehr mühsam, sich neue Fähigkeiten anzueignen. „In einer heterogenen Gruppe können sie das Nötige beisteuern, und das wirkt sich sehr positiv auf die Entscheidungsfindung aus.“ Wenn sich die Gruppenmitglieder im Hinblick auf ihre Rollen und Erfahrungen zu ähnlich sind, erschwert das die Entscheidungsfindung. Blanco-Fernandez dazu: „Eine heterogene Gruppe trifft Entscheidungen effizienter, da sie verschiedene Sichtweisen ins Spiel bringt.“

Dario Blanco-Fernandez arbeitet vor allem mit Simulationsmodellen, um eine komplexe Aufgabenumgebung zu schaffen. Basis ist das agentenbasierte NK-Modell, das aus der Biologie stammt, aber auch für organisatorische Fragestellungen anwendbar ist. Noch wird die menschliche Komponente, wie z. B. Entscheidungsfehler oder begrenzte Voraussicht im Simulationsmodell, nicht berücksichtigt. Jeder „Agent“ handelt im Modell autonom. Im organisatorischen Kontext sind Agenten Expert*innen in einem Bereich wie z. B. Controlling oder Marketing. Diese verfügen innerhalb ihres Fachbereichs über begrenzte (kognitive) Fähigkeiten und sind gefordert, neue Wege zur Erfüllung der Aufgaben zu erlernen. Sie können ihre Aufgabe nicht alleine bewältigen, sondern müssen mit anderen Agenten zusammenarbeiten. Sie bilden eine autonome Gruppe und können von Zeit zu Zeit umorganisiert werden. „Wir nehmen Modelle und simulieren sie mit verschiedenen Variablen am Computer, wie etwa die Häufigkeit des Austauschs der Gruppenmitglieder und wie sich die Zusammensetzung auf die erreichte Aufgabenleistung auswirkt“, erläutert Blanco-Fernandez. Jener Agent, der den höchsten Nutzen zur Erfüllung der Teilaufgabe signalisiert und am besten geeignet ist, wird für die Gruppe ausgewählt. Blanco-Fernandez stellte fest, dass Gruppen, die ihre Mitglieder öfter austauschen, als relativ instabil gesehen werden.

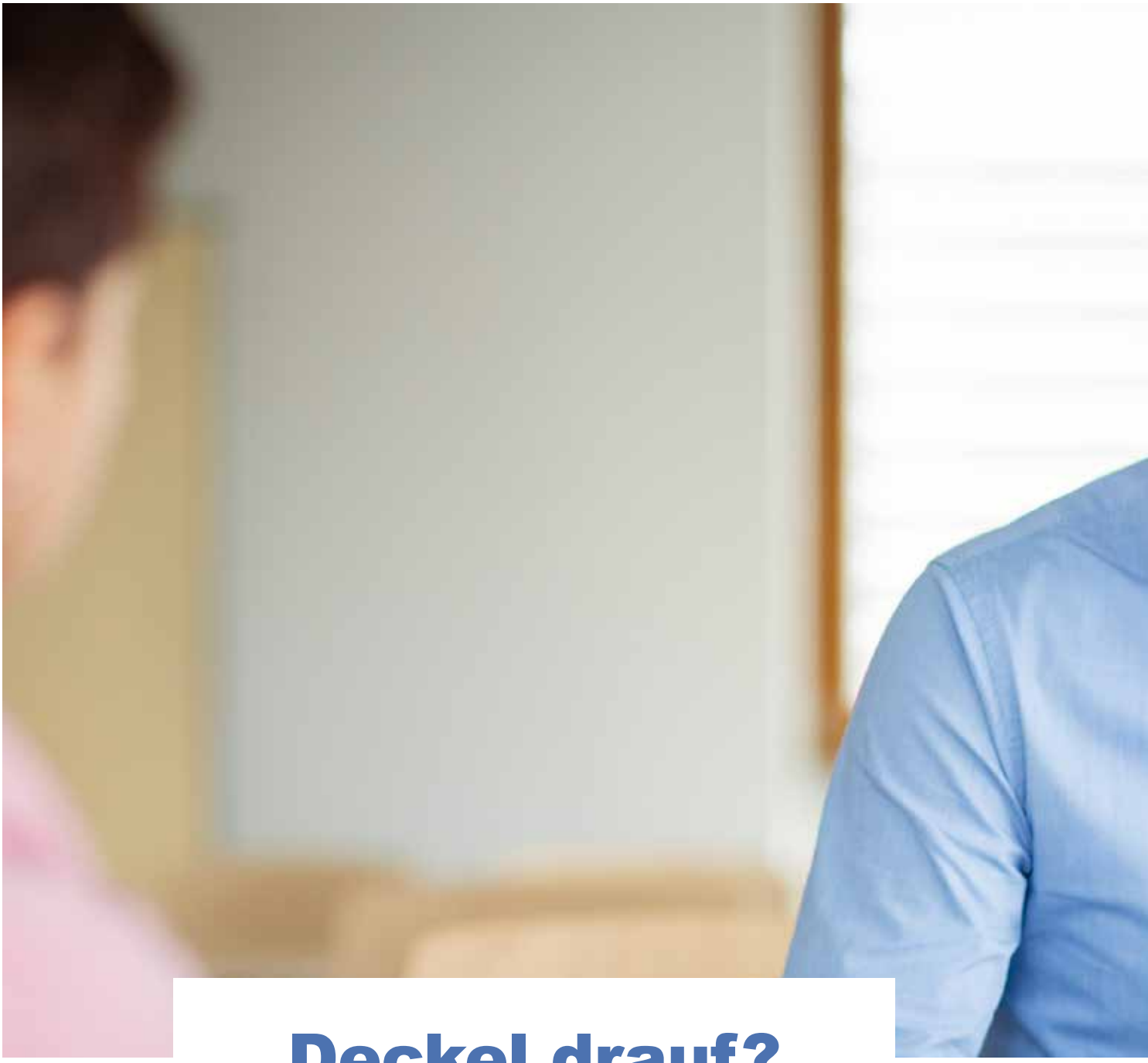
Der Forscher kommt zu dem Ergebnis, dass innovative Gruppen, die mit komplexen Entscheidungen konfrontiert sind, ihre Gruppenmitglieder möglichst nicht austauschen sollten, damit es zu keinem Leistungsrückgang kommt. Weniger innovative Gruppen hingegen sollen ihre Mitglieder auf selbstorganisierte Weise ersetzen, um die Leistung zu steigern. Die Analysen berücksichtigen weiters die zeitliche Dauer der Zusammensetzung einer Gruppe und die Auswirkung verschiedener Lebensdauern auf die Leistung.

„Die Forschungsarbeit hat gezeigt, dass die Auswirkungen von Teamveränderungen sehr stark vom individuellen Lernen abhängen“, so Blanco-Fernandez, der weiter ausführt: „Wenn Menschen auf der Ebene des individuellen Lernens Schwierigkeiten haben, dann wirkt sich eine Gruppenveränderung positiv auf die Aufgabenerfüllung aus.“ Begründet wird das damit, dass man der Gruppe die Möglichkeit zur autonomen Gruppenbildung und -anpassung gibt, indem die Mitglieder durch andere Personen ersetzt werden. Die Untersuchungen führten zum Ergebnis, dass Lernen und Veränderungen sich gegenseitig beeinflussen. Die Selbstorganisation von Gruppen kann die Aufgabenleistung verbessern, je nachdem, wie komplex die Aufgabe und wie ausgeprägt das individuelle Lernen ist. „Gruppen sind daher gut beraten, sich anzupassen, wenn das individuelle Lernen gering ist“, fasst Dario Blanco-Fernandez zusammen.

Auf die Frage, welche Gruppenzusammensetzung nun die beste wäre, antwortet der Forscher: „Das ist diejenige, in der alle Gruppenmitglieder gemeinsam zur besten Lösung finden.“

Zur Person

Dario Blanco-Fernandez ist seit 2019 Senior Scientist und Doktorand im Kolleg DECIDE am Digital Age Research Center (D!ARC). Er studierte Economics an der Universidad de Oviedo (Bachelor) und an der Universidad Carlos III de Madrid (Master). In seinen Forschungen beschäftigt er sich mit dynamischen Entscheidungsverhalten und Gruppenbildung im digitalen Zeitalter und arbeitet vor allem mit Simulationsmodellen.



Deckel drauf?

Die Energiepreise steigen, und die Politik versucht mit Milliardenbeträgen der Situation Herr zu werden. Wir haben mit Norbert Wohlgemuth, Experte für Energieökonomik und Volkswirtschaftspolitik, über die aktuelle Preisentwicklung gesprochen.

Interview: *Romy Müller*
Foto: *Walter Elsner*

Warum wird mein Strom teurer, obwohl ich ihn von einem Kärntner Stromanbieter beziehe?
Es ist egal, von wem Sie Elektrizität beziehen. Relevant sind die europäischen Großhandelspreise, weil auch die regionalen Anbieter ihren Strom teilweise oder zeitweise am Markt einkaufen müssen. Wenn die Großhandelspreise steigen, werden diese an die Verbraucher*innen weitergegeben, selbst wenn regionale Versorger teilweise zu deutlich niedrigeren Kosten produzieren können.

Warum ist Strom aktuell so teuer?
Am Elektrizitätsmarkt gilt das marktwirtschaftliche Prinzip, also das Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage. Wenn die Nachfrage steigt, steigt der Preis, und wenn das Angebot zurückgeht, was wir gerade bei Erdgas feststellen müssen, bewirkt das auch ein Ansteigen des Strompreises, weil Erdgas in einem beträchtlichen Ausmaß zur Elektrizitätserzeugung eingesetzt wird.

Hat das Prinzip auch Vorteile?
Der Preis hat in einem marktwirtschaftlichen System eine wichtige Funktion: Er signalisiert die Knappheit von Gütern. Wenn etwas teuer ist, werden Sie sich gut überlegen, wie viel Sie von dem teurer gewordenen Gut konsumieren. Für Produzenten ist der Preis wichtig für sein optimales Angebot. Deshalb ist es wichtig, dass der Preis nicht verzerrt wird und es so zu einem Gleichgewicht, d. h. zu einer Situation, in der es weder Knappheit noch Überfluss gibt, kommt. Bei Elektrizität ist dieser Aspekt von zentraler Bedeutung, weil wegen der (größtenteils) Nichtspeicherbarkeit Angebot und Nachfrage zu jedem Zeitpunkt genau ausgeglichen sein müssen, damit es nicht zu einem Blackout kommt.

Beim Strompreis wirken aber noch zusätzliche Prinzipien.
Beim Strommarkt ist die Besonderheit die Merit Order. Man lässt zuerst die Kraftwerke laufen, die den Strom am billigsten, d. h. zu den geringsten Grenzkosten, erzeugen können, dann die jeweils Nächstteureren. Das letzte Kraftwerk, das gerade noch Angebot und Nachfrage in Übereinstimmung bringt, bestimmt den Preis für den gesamten Markt (Pay-as-Clear-Modell). Das sind heute oft Gaskraftwerke. Die aktuell hohen Gaspreise treiben damit auch den Strompreis in bislang unbekannte Höhen. Das Merit-Order-Prinzip macht aber insgesamt ökonomisch absolut Sinn.

Warum?
Der Einsatz von Kraftwerken nach der Merit Order stellt sicher, dass Elektrizität kostenminimal erzeugt werden kann. Man nennt das auch ökonomisch effiziente Produktion. Wenn der Marktpreis die Produktionskosten nicht decken kann, z. B. weil politisch motivierte Höchstpreise vorgegeben werden, wären Gaskraftwerke wegen des hohen Gaspreises unrentabel. Sie würden dann nicht mehr produzieren. Es sind aber derzeit oft die teuren Gaskraftwerke, die die Versorgungslücken ausgleichen, die sich durch die erneuerbaren Energieträger wie Sonne oder Wind („Flatterstrom“) ergeben.

Und warum wird auch Wärme so viel teurer?
Nehmen wir als Beispiel die Universität, die via Fernwärme der Stadtwerke beheizt wird. Diese Fernwärme wird aus Biomasse, d. h. mit Holz(abfällen) erzeugt. Es sind aber auch die Preise für Biomasse explodiert, um 50 Prozent zwischen Juli 2021 und Juli 2022, weil man – wo es nur geht – das teure Gas durch billigere Energieträger zu substituieren versucht, was wiederum die Nachfrage nach Biomasse erhöht. Das bedeutet, dass auch Strom und Wärme, die mit Biomasse produziert werden, teurer werden. Wir sehen also: Es wird im Grunde alles teurer. Man hat kurzfristig wenig Ausweichmöglichkeiten außer einer Nachfragereduktion.

Wie stehen Sie zu den aktuellen Ansätzen, mit denen die Staaten und die Europäische Union zu reagieren versuchen – von der Strompreisdeckelung über die Abschöpfung von Gewinnen bis hin zur Einschränkung der industriellen Produktion auf bestimmte Tageszeiten?
Bei all diesen Ansätzen vertraut der Staat nicht auf die Mechanismen des Markts, sondern er greift in die Preisbildung ein. Allerdings sind damit auch unerwünschte Nebenwirkungen verbunden. Gewinne ermöglichen Unternehmen Investitionen in erneuerbare Energie, Energieeffizienz und Forschung und Entwicklung. Wer finanziert dann diese Aktivitäten? Schon wieder der Staat, der so einen immer größeren Anteil an der gesamtwirtschaftlichen Aktivität kontrolliert?

Würde sich der Preis wieder von selbst einpendeln, wenn man die Situation den Marktmechanismen überlassen würde?
Ja, selbstverständlich. Es gibt ja ein Gleichgewicht am Elektrizitätsmarkt – eben eines mit hohen Preisen. Zusätzlich sehen wir, dass der Erdgaspreis binnen einer Woche schon mal von mehr als 300 Euro/MWh auf weniger als 200 Euro sinkt. Wir stellen fest, wie stark die Preise schwanken.

Zu diesen Schwankungen tragen auch Spekulationen bei, oder?
Nicht alle, die auf steigende oder fallende Energiepreise wetten, sind automatisch Spekulant*innen. Stellen Sie sich vor, Sie sind Managerin einer Airline und müssen sicherstellen, dass die Kerosinkosten nicht explodieren. Es ist nicht Spekulation, wenn Sie sich gegen steigende Preise absichern möchten. Das ist ein ganz normales Termingeschäft, wie es vor allem auf Rohstoffmärkten völlig üblich ist. Sie wissen dann, dass Sie Kerosin z. B. in einem Jahr zu einem jetzt schon vereinbarten Preis kaufen können. Das ist alles andere als Spekulation, sondern Risikomanagement, und wird von den Akteur*innen auf dem Markt so gehandhabt.

Das Problem beim Strommarkt ist ja, dass ich als Konsument*in nicht aussuchen kann, ob ich Elektrizität brauche oder nicht.
Bei speziellen Gütern wie Energie kann man sich das nicht aussuchen. Für zahlreiche Anwendungen kann man Elektrizität nicht substituieren. Deshalb muss die Politik etwas machen. Tut sie das nicht, könnte das bedeuten, dass Menschen im Extremfall mehr für Strom ausgeben müssten, als sie überhaupt an Einkommen zur Verfügung haben. Die Notwendigkeit, politisch zu handeln, ist auch in stärker marktwirtschaftlich orientierten Ländern wie Großbritannien unbestritten. Auch dort werden riesige Hilfspakete geschnürt. Längerfristig kann man natürlich versuchen, den Verbrauch zu reduzieren. Diese Überlegungen gelten übrigens auch für Unternehmen, die mit dem gewaltigen Kostenschub zurechtkommen müssen. Im Hinblick auf die globale Wettbewerbsfähigkeit ist die europäische Industrie massiv benachteiligt.

Welche Maßnahmen würden Ihrer Meinung nach mehr ökonomischen Sinn machen?
Jeder hat in seinem Rahmen einen gewissen Spielraum. Warum muss es für alles Regulierungen und Vorgaben geben? Wenn sich Gemeinden die Weihnachtsbeleuchtungen und Gastronomen die Heizschwammerln nicht mehr leisten können, werden sie diese abdrehen. Die Industrie verwendet Energie aus Kostengründen ohnehin sparsam. Wir sind momentan als Gesellschaft bereit, der Politik viele Eingriffe zuzugestehen. Ein Krieg in Europa ist klarerweise eine Ausnahmesituation. Der Ruf nach einem „starken Staat“ hat spätestens in der Pandemie begonnen. Dabei sollten wir uns jedoch vor Augen führen, dass uns der Staat zwar einiges an finanzieller Unterstützung zukommen lässt, er sich das Geld aber wieder zurückholen muss, um die Nachhaltigkeit der Staatsfinanzen zu garantieren. Mit jeder Aufgabe, die wir an den Staat delegieren, verringern wir unsere ökonomische Freiheit.

Was ist die Alternative, wenn man letztlich trotzdem unterstützen muss?
Ich hinterfrage nicht das Prinzip der Hilfe per se, sondern wie die Unterstützung umgesetzt wird. Wem greift man wie unter die Arme? Es ist sinnvoller, den Bedürftigen das Geld in Form eines direkten Einkommenstransfers zukommen zu lassen, damit sie sich Energie weiterhin leisten können, als beim Preismechanismus einzugreifen. Gedeckelte Preise bewirken weniger Anreiz, mit teurer gewordener Energie sparsamer umzugehen, und erhöhen die Gefahr von Marktungleichgewichten.

Wie ergeht es Ihnen mit den riesigen Summen, die von der Politik momentan bewegt werden, um der Krise zu begegnen? Ist die Geldmenge plötzlich beliebig?
Die aktuelle Krise ist eine Ausnahmesituation, die schnelles Handeln erfordert. In absehbarer Zeit wird der Krieg zu Ende und die Coronapandemie unter Kontrolle sein; danach wird es Zeit, die öffentlichen Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Auch die Geldpolitik hat viel zu tun, denn die Erfahrungen mit der Inflation vor genau 100 Jahren wollen wir nicht noch einmal machen. ✶

Zur Person

Norbert Wohlgemuth ist außerordentlicher Professor am Institut für Volkswirtschaftslehre der Universität Klagenfurt. Seine Forschungsschwerpunkte sind unter anderem Energieökonomik, Umwelt- und Ressourcenökonomik sowie Volkswirtschaftspolitik. Norbert Wohlgemuth ist außerdem Geschäftsführer des Kärntner Instituts für Höhere Studien und wissenschaftliche Forschung (KIHS).

Buchtipp

Die in Klagenfurt forschende und lehrende Philosophin **Alice Pechriggl** hat ein Buch zu „Cornelius Castoriadis. Denker der Revolution – Revolution des Denkens“ vorgelegt. Aus Anlass des 100-jährigen Geburtstags des griechisch-französischen Philosophen, politischen Theoretikers und Psychoanalytikers beschäftigt sie sich mit seinem lebenslangen Einsatz für Autonomie, radikale Demokratie und die Überwindung des Kapitalismus.

Alice Pechriggl (2022). Cornelius Castoriadis. Denker der Revolution – Revolution des Denkens. Bielefeld: transkript.

Neues Studium

Kultur finden wir nicht nur im Museum, in der Literatur oder in der Oper. Ob wir mit dem Handy spielen, fremde Länder bereisen, unserem Fußballverein zujubeln oder gegen die Klimakrise protestieren, Kultur umgibt uns tagtäglich im Alltag. Warum wir tun, was wir tun, und wie wir es tun, und warum damit häufig gesellschaftliche Ungleichheiten, Unterschiede und Spannungen verbunden sind, damit beschäftigt sich das neu aufgesetzte Masterstudium „**Angewandte Kulturwissenschaft und Transkulturelle Studien**“.

Faire Algorithmen

Miller

Wer über Daten verfügt, verfügt vielfach auch über Macht. **Miriam Fahimi** ist Doktorandin am Digital Age Research Center (D!ARC) und befasst sich mit den sozialen Effekten, die sich durch Algorithmen ergeben. Insgesamt sind es 15 Doktoratsstudierende, in der gesamten EU verteilt, die in dem EU-H2020-Projekt „*NoBIAS – Artificial Intelligence without Bias*“ arbeiten. Den Forschungsaktivitäten liegt die Annahme zugrunde, dass durch Algorithmen Diskriminierung entsteht. Während Technikentwickler*innen oft zu wenig an soziale, rechtliche und ethische Fragestellungen denken, sind interdisziplinäre Ansätze nötig, um für mehr algorithmische Fairness zu sorgen.

18.000 Kilometer

beträgt die Entfernung zwischen allen Partnerhochschulen, die am Projekt INCREASE teilnehmen. Im Projekt wollen sich Bildungswissenschaftler*innen in Österreich, Polen, Thailand und Vietnam verstärkt zu Lehr-Lern-Methoden sowohl im akademischen als auch im nichtakademischen Bereich austauschen.

sveta/Adobestock

More Images/Adobestock

Ausgezeichnet

Die Universität Klagenfurt setzt zahlreiche Maßnahmen zur Gleichstellung und Frauenförderung. Dass diese Früchte tragen, zeigt nicht nur die Frauenquote in zahlreichen Bereichen, sondern nun auch das **Gütesiegel equalitA**, das im Juni 2022 vom Ministerium für Digitalisierung und Wirtschaftsstandort verliehen wurde.

Verwandtschaft messen

Verwandtschaft sei nichts Gegebenes, Biologisches oder Natürliches. Verwandtschaft wird erst durch Messungen in Existenz gebracht, so Christof Lammer. Diese strukturieren ökonomische und politische Ungleichheiten weltweit.

Interview: *Romy Müller*
Foto: *Christina Häusler*

Gibt es kulturelle Unterschiede, was als Verwandtschaft gilt und was nicht?
Es gibt tatsächlich viele verschiedene Ideen dazu. Diese wurden auch oft verwendet, um kulturelle Andersartigkeit festzuschreiben. Das übersieht jedoch grundlegende, gemeinsame, produktive Prozesse der Messung. Ich habe zuletzt gemeinsam mit Tatjana Thelen ein Sonderheft zu *Measuring Kinship* in der Zeitschrift *Social Analysis* herausgegeben, in dem ethnographische Beiträge aus Nordamerika, Europa, Afrika, aber auch Asien versammelt sind. In jedem der Fälle zeigt sich eine große Vielfalt an Indikatoren, die entwickelt worden sind, um Verwandtschaft zu messen.

Mit den DNA-Tests ist man ja mittlerweile auf einem sicheren Pfad, oder?
So eindeutig ist das nicht. Wir haben hier zwar eine Technologie, die präzise numerische Ergebnisse verspricht, doch auch solche Messungen sind umstritten. Welche DNA-Abschnitte werden verglichen? Welche Datenbanken werden als Bezugssysteme herangezogen, und wie werden die Wahrscheinlichkeiten, beispielsweise von Vaterschaft, berechnet? Dazu kommt die Grundsatzfrage: Ist Verwandtschaft überhaupt etwas Biologisches? Solche neuen Messungen machen Verwandtschaft nur noch vielschichtiger, weil zusätzliche Indikatoren und neue Daten hinzugefügt werden.

Was sind alternative Indikatoren?
Nehmen wir die Geschichte von Charlie Chaplin und Joan Barry. Joan Barry hatte eine uneheliche Tochter. Sie wollte, dass Charlie Chaplin als Vater anerkannt wird, er wehrte sich dagegen. Es kam in den 1940er Jahren zu einem Gerichtsprozess. Die Verteidigung legte damals neuartige Blutgruppentests vor, die Chaplin als potenziellen Vater ausschlossen. Letztlich waren es aber Aussagen über die enge Beziehung zwischen Chaplin und Barry, die die Geschworenen davon überzeugten, dass ihm die Vaterschaft zugesprochen wurde.

Es ist also irgendeine Form von Nähe, die entscheidend war, oder?
Ja, es gibt Vorstellungen, dass sich Verwandtschaft – neben körperlicher Ähnlichkeit oder Verhaltensähnlichkeit – durch Nähe ausdrückt. Ich nenne ein anderes Beispiel, das in unserem Sonderheft beschrieben wird: In Italien gibt es nach Verkehrsunfällen nicht nur Kompensationsleistungen für körperliches Leid, sondern auch für relationales Leid. Wie stark haben verwandtschaftliche Beziehungen durch einen Unfall gelitten? Bei den Verfahren sehen wir, dass neben genealogischer Nähe auch gelebte Nähe – gemessen an der Häufigkeit von Kontakten oder der Länge von Telefonaten – herangezogen wird.

Welche Konsequenzen hat Verwandtschaft?
Wir verhandeln darüber Fragen von Zugehörigkeit und Zugang zu Ressourcen, wie z. B. Erbschaften. In extremen Fällen führen Verwandtschaftsmessungen – wie etwa im Nationalsozialismus die Identifizierung von „Halb-“ oder „Vierteljuden“ mittels Genealogien – zur Auslöschung von Menschenleben. In anderen Fällen gehen mit Verwandtschaft gewisse Rechte einher, die die Staatszugehörigkeit betreffen. Wir sehen auch, wie der Rechtsstaat unterschiedlich vorgeht: Während es bei Patchworkfamilien schon sehr flexible Konzepte gibt, ist es bei Fragen des Bleiberechts der Gentest, der über ein Recht auf Familienzusammenführung entscheidet.

Irgendwie muss für den Staat Verwandtschaft aber messbar sein, oder?
Eigentlich muss ich Ihre Frage von vorhin umdrehen: Verwandtschaft ist die Konsequenz und entsteht erst durch die Messung. Es wird versucht, Legitimität für bestimmte Entscheidungen herzustellen. Häufig wird auf diesem Weg versucht, ganz andere Probleme zu lösen. In Brasilien wurden beispielsweise alleinerziehenden Müttern und deren „vaterlosen“ Kindern kostenlose DNA-Tests zur Verfügung gestellt, um Väter zu identifizieren und diese in eine Versorgungsverantwortung zu bringen. Damit wollte man das Problem von Armut bei alleinerziehenden Müttern lösen. Das hat nicht funktioniert.

Was lernen wir daraus?
Mit den Messungen werden Lebenschancen und Zugang zu Ressourcen strukturiert. Wir übersehen aber häufig, dass diese Zuweisung gar nicht existieren würde, gäbe es die Messungen nicht. Das ist meines Erachtens auch eine Kerneinsicht der Science and Technology Studies: Fakten und Tatsachen werden dadurch gemacht, dass der Prozess ihrer Herstellung unsichtbar gemacht wird. Wir nehmen Dinge als gegeben und lassen den Herstellungsprozess viel zu oft außer Acht. ✴

Zur Person

Christof Lammer ist Postdoc-Assistent am Institut für Technik- und Wissenschaftsforschung. Er studierte Kultur- und Sozialanthropologie sowie Sinologie an der Universität Wien, der Universität Tianjin und der Volksuniversität in Beijing. Er war Universitätsassistent an der Universität Wien, Fellow der Forschungsgruppe „Verwandtschaft und Politik“ am Zentrum für interdisziplinäre Forschung in Bielefeld sowie Gastforscher am Max Planck Institut für ethnologische Forschung in Halle.

Lotteriefantasie und die Geschichte vom Glück

Wer träumt nicht von Reichtum und Glück? Ein internationales Forschungsteam, dem auch die Romanistin Angela Fabris angehört, untersucht die Entstehung der nationalen Lotterien und der Glücksspielfantasie in Europa vom 18. Jahrhundert bis heute.

Text: *Lydia Krömer*
Foto: *Romy Müller, Roulette-Tisch im Casino Velden*

Im Europa des 18. Jahrhunderts entstanden staatliche Lotterien, die nicht nur bald als Finanzierungsinstrument an Bedeutung gewannen, sondern auch bei der Bevölkerung ein beliebter Zeitvertreib waren. Eng mit diesen Aspekten verbunden ist die Entstehung einer kulturellen Figur, die als „Lotteriefantasie" bezeichnet wird.

Angela Fabris vom Institut für Romanistik beschäftigt sich in einem vom *Research Council of Norway* geförderten Projekt mit der Glücksspielfantasie ab dem 18. Jahrhundert. „Die Lotteriefantasie ist der Traum von finanzieller Verbesserung und sozialem Aufstieg durch eine plötzliche, lebensverändernde Wendung des Schicksals durch einen beträchtlichen Lotteriegewinn", erklärt Angela Fabris. Obwohl Gewinnfantasien in der Literatur, im Theater, in den Zeitschriften, in der bildenden Kunst und in den Medien immer wieder auftauchen, haben sie in der Wissenschaft wenig Beachtung gefunden. Auf gesellschaftlicher Ebene spielten die nationalen Lotterien jedoch in fast allen modernen europäischen Volkswirtschaften eine wesentliche Rolle. Ihr Aufkommen im 18. Jahrhundert war eng mit der Entwicklung des Finanzsystems und der Kreditwirtschaft verbunden. Und nicht nur das: Sie haben in der Vergangenheit auch zur Finanzierung bestimmter staatlicher Initiativen, von Kriegen und imperialen Expansionen beigetragen. Auf individueller Ebene nährte das Lottospiel hingegen die Träume vom sozialen Aufstieg von Männern und Frauen aus unterschiedlichen sozialen Schichten. Ferner entwickelte sich daraus eine Wettkultur, in der beispielsweise Prognosen zu politischen Wahlkämpfen oder sportlichen Bewerben getroffen werden.Ziel des auf drei Jahre angelegten Projekts ist es, neue Erkenntnisse über die historischen, sozialen, kulturellen, politischen und finanziellen Auswirkungen der Lotteriefantasie in Europa ab dem 18. Jahrhundert zu gewinnen.

„Es geht darum", so Fabris, „zu untersuchen, wie Lottogewinnfantasien in der europäischen Kultur beschrieben, erzählt und überliefert, aber auch kritisiert und parodiert wurden."

Die interdisziplinäre Projektgruppe, bestehend aus fünf Expert*innen aus England, Norwegen, den Niederlanden, den USA und Italien/Österreich, wird von Marius Warholm Haugen (Norwegian University of Science and Technology in Trondheim) geleitet. Angela Fabris untersucht hierbei Glücksspielfantasien in ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen: in literarischen Texten wie Theaterkomödien, Briefwechseln, Tagebüchern und Autobiografien, aber auch in Zeitschriften und Kunstwerken des 18. Jahrhunderts in Frankreich, Italien und Spanien.

Lotterie in Venedig im 18. Jahrhundert

Il lotto hatte die Macht, Träume von lebensveränderndem Reichtum zu wecken. Das Lotteriesystem verbreitete sich daher im Laufe des 18. Jahrhunderts in Venedig sehr rasch, denn hier wurde sowohl öffentlich im „Ridotto" (venezianisches Casino) als auch privat in den Palästen gespielt. Der Karneval, der von Oktober bis März dauerte, begünstigte diese Praxis. „Die venezianische Lotterie war mit anderen Worten Teil einer weit verbreiteten Glücksspielkultur", sagt Angela Fabris. Die Lotterie übte eine starke Anziehungskraft auch auf die unteren Bevölkerungsschichten aus, da sie ihnen die Hoffnung auf einen möglichen finanziellen und sozialen Aufstieg bot. Im Gegensatz zu anderen Formen des Glücksspiels war es hier nicht notwendig, adelig, reich, intelligent oder kultiviert zu sein; die Lotterie stand allen Gesellschaftsschichten offen. „Im 18. Jahrhundert wurden die Privilegien zum ersten Mal infrage gestellt. Die Gesellschaft gewann eine gewisse Mobilität und die Strukturen waren nicht mehr so starr. Städte wie Venedig begannen, sich zu kommerzialisieren, und das Glücksspiel gewann in dieser Atmosphäre an Bedeutung", beschreibt Angela Fabris die sozialen und politischen Veränderungen in Venedig im 18. Jahrhundert.

Lotterie als kulturelles und literarisches Motiv

Der finanzielle und soziale Aufstieg machte die Lotterie zu einem beliebten kulturellen und literarischen Motiv in der venezianischen Literatur. Angela Fabris wurde in den Texten des 18. Jahrhunderts von Carlo Goldoni, Pietro Chiari sowie Giacomo Casanova fündig. Die Autoren setzten sich mit der Lotteriefantasie literarisch auseinander und stellten die Realitäten der damaligen Zeit dar. „Die schillernde Figur Casanovas führte die Lotterie in Paris ein, er finanzierte eigene staatliche Projekte damit und natürlich auch sich selbst", sagt Angela Fabris und bezieht sich auf seine autobiografischen Memoiren *„Histoire de*

„Die Lotterie löste eine breite soziale Anziehungskraft und Sehnsucht aus."

(Angela Fabris)

> „Die Lotteriefantasie ist in ihrer Langlebigkeit einzigartig: Sie wurde im 18. Jahrhundert erfunden und ist auch heute noch grundlegend für den Erfolg der Lotterien."
> *(Angela Fabris)*

ma vie" (1789–1798). Carlo Goldonis Komödien „*La donna di garbo*" (1743) und „*La bottega del caffè*" (1750) beschreiben die negativen Auswirkungen der Spielsucht, der auch der Autor selbst zeitweise erlag.

Die Romanistin verweist in diesem Zusammenhang auf eine Besonderheit des 18. Jahrhunderts: die „Moralischen Wochenschriften"; diese periodisch erschienenen Zeitschriften stellten eine neue Form der Publikation dar und richteten sich an das bürgerliche Lesepublikum. In Venedig war dies die „*Gazzetta Veneta*" (1760–1761) von Gasparo Gozzi, der darin die Lottozahlen veröffentlichte und so die Sehnsucht der Venezianer*innen nach Veränderung schürte.

Für Fabris haben die Geschichten von Chiari, Gozzi und Casanova eines gemeinsam: Das einfallsreich dargestellte Lottospiel kompensiert oder mildert die Nachteile von Geburt, Klasse und sozialer Stellung. Daher fehlte es nie an Spieler*innen; so betitelte Pietro Chiari 1757 einen seiner Romane mit „*La giocatrice del lotto ovvero Memorie di madama Tolot*", wobei der Name der Protagonistin bezeichnenderweise ein Anagramm des italienischen Worts Lotto ist. Die Spuren der Lotteriefantasie finden sich darüber hinaus auch in Kunstwerken des 18. Jahrhunderts wieder, wie etwa in verschiedenen Gemälden von Pietro Longhi, die den „Ridotto" darstellen. Auch diese sind Teil der Forschung.

Die Lotterie wurde einerseits als Verbindung zwischen Fleiß, Beständigkeit, Glück und Gewinn, andererseits als wirtschaftliche Ausbeutung der leichtgläubigen Bevölkerung gesehen. In Venedig, wie auch in anderen maritimen Handelsstädten wie Genua und Antwerpen, waren die religiöse Kritik an der Lotterie sowie der moralische Diskurs darüber jedoch weniger ausgeprägt als in anderen europäischen Städten. In einigen Fällen findet sich aber auch die Hell-Dunkel-Darstellung der Fantasiegestalt der Lotterie.

Doppelmoral bei der Lotterie

Die Lotterie hat die Macht, lebensverändernde Träume von Reichtum zu wecken. „Sie ist aber gleichzeitig von einer Doppelmoral geprägt, nämlich der Spielsucht und ihren sozialen Folgen", erklärt Angela Fabris. Diese Probleme sind nach wie vor relevant, auch wenn sie heute von anderen politischen, sozialen und psychologischen Diskursen geprägt sind. Die von Angela Fabris bisher untersuchten Werke zeigen, dass im venezianischen Kontext der Zufallscharakter, die Wettbewerbsfähigkeit und die Abhängigkeit von der Lotterie präsenter waren als die Ideale der Geschicklichkeit und des Verdiensts. Aus diesem Grund setzte sich die Darstellung der negativen Seiten des Lottospiels in den Texten des 18. Jahrhunderts durch. Diese Motive zusammen mit der Sehnsucht nach wirtschaftlichem und sozialem Aufstieg begleiten die Geschichte der Lotteriefantasie durch die Jahrhunderte und über nationale Grenzen hinweg.

Im Rahmen des Projekts gibt es noch viel zu recherchieren. Angela Fabris plant im nächsten Schritt eine Analyse der visuellen Darstellung der Lotteriefantasie in der Werbung des 21. Jahrhunderts. Die Ergebnisse des Gesamtprojekts werden über Social Network (Blog und Instagram) vermittelt und am Ende in einer Publikation mit dem Titel „*The Invention of the Lottery Fantasy: A Cultural, Transnational, and Transmedial History of European Lotteries*" veröffentlicht. 2024 werden dazu eine internationale Konferenz in Bergen und zuvor Workshops in Paris, Utrecht, Oxford und Venedig stattfinden.

Zur Person

Angela Fabris studierte an der Universität in Triest, Italien, und habilitierte sich 2012 in Romanischer Literatur an der Universität Klagenfurt. Sie ist assoziierte Professorin für Romanische Literatur- und Kulturwissenschaft am Institut für Romanistik. Ihr Forschungsfokus liegt sowohl auf der italienischen und spanischen Erzählliteratur des 14., 17., 18. und 21. Jahrhunderts als auch auf dem Filmgenre, dem Raumdiskurs und auf Mittelmeerstudien. Sie ist Autorin zahlreicher Veröffentlichungen und Herausgeberin der wissenschaftlichen Reihe AAIM, De Gruyter. Seit drei Jahren ist sie auch Visiting Professorin an der Università Ca' Foscari Venezia.

„Die Menschen sind zombiisiert.“

Die Slawistin Magdalena Kaltseis untersucht Talkshows im russischen Staatsfernsehen. Ihre Analysen reichen bis in das Jahr 2014 zurück, dem Jahr der russischen Krim-Annexion und des Kriegsausbruchs im Donbas, und ergeben damit ein sehr umfassendes Bild russischer Meinungsbildungsstrategien gegen die Ukraine.

Text: *Annegret Landes*
Fotos: *zef art/Adobestock & Romy Müller*

Russische Fernsehsender stehen schon lange in der Kritik, gezielt Desinformation und Propaganda zu verbreiten. Vom Kreml finanzierte Sender wie Russia Today wurden deshalb in der EU bald nach dem russischen Einmarsch in die Ukraine Ende Februar 2022 verboten.

Wie steht es aber mit den Fernsehsendern in Russland selbst? Magdalena Kaltseis beschäftigt sich schon seit dem Jahr 2017 mit dem Themengebiet antiukrainischer Propaganda im russischen Fernsehen. Ganz gezielt hat sie dabei russische Talkshows untersucht; ein Forschungsfeld, das bis dahin – im Gegensatz zu Nachrichtensendungen – nahezu unerforscht war.

Sendungen, in denen die Größe und Macht Russlands gefeiert und Gegner*innen diffamiert und abgewertet werden, sind im russischen Fernsehen an der Tagesordnung. Antiukrainische Propaganda ist deshalb im russischen Staatsfernsehen schon seit Jahren ein fester Bestandteil vieler Sendungen. Seit 2014, dem zentralen Untersuchungsjahr in Kaltseis Dissertation, hat das Ausmaß gezielter Desinformation stetig zugenommen – ausgehend von einem schon sehr hohen Niveau.

> „Die Bevölkerung, für die das staatliche Fernsehen das Hauptinformationsmedium ist, glaubt keinen anderen Informationen."
> *(Magdalena Kaltseis)*

Für viele Menschen in Russland ist das Fernsehen seit jeher das wichtigste Informationsmedium. Diejenige Bevölkerungsschicht, die fernsieht, ist davon überzeugt, dass es sich beim Fernsehen um ein sehr vertrauenswürdiges Medium handelt. Die Fernsehprogramme erreichen vor allem ältere Personen, die ein besonders hohes Vertrauen in die Wahrhaftigkeit der Informationen haben, die das russische Staatsfernsehen verbreitet. Somit glauben viele der Konsument*innen den immer wiederkehrenden Narrativen, die darin verbreitet werden – daher auch der Begriff des „Zombikastens", wie das Fernsehen umgangssprachlich auf Russisch genannt wird.

Bis zur Verschärfung des russischen Mediengesetzes direkt nach Kriegsbeginn existierten in Russland noch einige alternative Informationsmedien zu der vorwiegend staatlich kontrollierten Medienlandschaft. Diejenige Bevölkerungsschicht, für die das staatliche Fernsehen das Hauptinformationsmedium ist, glaubt jedoch häufig keinen anderen Informationen, da ihnen, so Kaltseis, vom Fernsehen gesagt wird, dass alle anderen Quellen „Fakes" verbreiten würden. Durch die Gesetzesverschärfung drohen Journalist*innen nun bis zu 15 Jahre Haft, wenn sie von der staatlichen Position abweichende Informationen publizieren – dadurch ist kritischer Journalismus in Russland quasi völlig zum Erliegen gekommen. Über Virtual Private Networks (VPN) hat die russische Bevölkerung jedoch nach wie vor Zugang zu alternativen Medien, was vor allem von einer jungen, urbanen Bevölkerungsschicht genutzt wird. Wichtig ist Kaltseis deshalb vor allem eine differenzierte Sichtweise: Es gibt in Russland eine Vielzahl von Personen, die versuchen, sich über den Krieg zu informieren und dagegen zu protestieren – und dabei ihr Leben riskieren.

Magdalena Kaltseis hat sich schon in ihrer Dissertation mit Propagandastrategien in Talkshows beschäftigt. Dabei hat sie bis in das Jahr 2014 zurückgeblickt und die Talkshow-Ausstrahlungen auf den zwei wichtigsten Sendern des russischen Staatsfernsehens verfolgt. Besonders populär ist in Russland das Format der politischen Talkshow.

In ihren Untersuchungen konnte Kaltseis quantitativ nachweisen, dass die Anzahl der Talkshow-Sendungen mit einem Bezug zur Ukraine im Zeitverlauf sehr stark angestiegen ist: Während die Anzahl an Talkshow-Sendungen anlässlich der Krim-Annexion und des Kriegs in der Ostukraine im Jahr 2014 auf den zwei Fernsehkanälen auf 46 Sendungen

> „Reale Bilder und Gegebenheiten werden als manipuliert dargestellt.“
> *(Magdalena Kaltseis)*

pro Monat, die sich ausschließlich mit der Ukraine beschäftigt haben, angestiegen ist, sind es heute weit über 190 Talkshowsendungen im Monat, in denen die Ukraine gezielt diffamiert wird – und das auf einem einzigen Sender.

> „Die Ukraine wird im russischen Staatsfernsehen regelrecht dämonisiert.“
> *(Magdalena Kaltseis)*

Deutlich wird durch die Analyse von Kaltseis auch, dass die russische Regierung die Strategie von Diffamierung und Propaganda seit langer Zeit sehr gezielt einsetzt. Propaganda lebt von der immerwährenden und häufigen Wiederholung derselben Narrative. Kaltseis dazu: „Die Ukraine wird seit 2014 im russischen Staatsfernsehen ausschließlich negativ dargestellt und regelrecht dämonisiert.“

Kaltseis beschreibt in ihrer Dissertation detailliert, wie die Talkshows als manipulatives Instrument verwendet werden. Eine sehr wesentliche Rolle dabei spielen die Moderator*innen. Als Beispiel nennt sie den kremltreuen Wladimir Solowjow. In den meisten Talkshows ist der Name des Moderators bereits im Titel der Show enthalten („Abend mit Wladimir Solowjow“). Die Moderator*innen lenken und leiten die Diskussionen in die gewünschte, also antiukrainische Richtung. Sie verhalten sich nicht, so wie wir es gewöhnt sind, neutral und objektiv, sondern geben ihre Meinung explizit preis. Zusätzlich zu ihrer hohen sprachlichen Versiertheit kennen sie keinerlei Tabus. Personen, die eine differierende Meinung zu den Moderator*innen haben, werden verbal gedemütigt, oft sogar physisch angegriffen und aus dem Studio geworfen. Handgreiflichkeiten sind keine Seltenheit.

Oft folgen die Talkshows einer genauen Inszenierung bis hin zur erwünschten Kulmination. Meist treten regimetreue – und auch immer wieder die gleichen – Personen auf. Viele Talkshow-Gäste kommen aus der Regierungspartei „Einiges Russland“ oder sind Mitglieder der Duma. Die wenigen Gäste, die divergierende Meinungen vertreten, werden – wie alle Teilnehmer*innen – gut dafür bezahlt, in den Talkshows aufzutreten.

Neben verbalen Mitteln werden auch Bilder zum Zwecke der Diffamierung verwendet. Kaltseis führt aus: „Text und Bild ergänzen sich gegenseitig. Das, was nicht bildlich gezeigt werden kann, wird verbal ergänzt. Ein prägnantes Beispiel dafür sind stark verpixelte Bilder, auf denen angeblich tote Personen abgebildet sind. Das, was vermeintlich auf den Bildern zu sehen bzw. mit den Personen geschehen ist, wird in grausamen Details beschrieben. Das ist eine Strategie, die 2014 sehr populär war und jetzt 2022 wieder benutzt wird.“

Ganz neu ist hingegen das Zeigen von unverpixelten Bildern, die in den Shows als „Fakes“ beziehungsweise Computeranimationen bezeichnet werden. Im Falle des Massakers von Butcha wurden Bilder von Leichen mit dem Hinweis gezeigt, dass diese als Attrappen dort platziert worden seien. Bei Aufnahmen von Wohnhausexplosionen wurde behauptet, dass es sich um Aufnahmen aus 2017 handelt. In diesem Fall wird das Prinzip der „Fakes“ ins genaue Gegenteil verkehrt. Reale Bilder und Gegebenheiten werden als manipuliert dargestellt. Ziel dieses Narrativs ist, dass jegliche Information, die aus dem Westen kommt, falsch ist bzw. geändert wurde, um Russland in einem negativen Licht dastehen zu lassen.

Magdalena Kaltseis wird ihre Forschungen an dieser Thematik fortsetzen, weitere Publikationen sind geplant. ✳

Zur Person

Magdalena Kaltseis ist Universitätsassistentin am Institut für Slawistik. In ihrer Dissertation untersuchte sie, wie der Ukraine-Russland-Konflikt (2014) in den russischen Fernsehtalkshows dargestellt wurde. Sie absolvierte 2022 ein Postdoc-Fellowship an der University of Alabama (Kanada) am Department of Modern Languages and Cultural Studies.

Neu berufen

KK

„An Sport fasziniert mich, dass er nicht nur Spaß macht, sondern oft auch wirkt wie ein Medikament – und das ganz ohne Beipackzettel und Nebenwirkungen!“

Jan Wilke studierte Sportwissenschaften mit den Schwerpunkten Prävention und Rehabilitation an der Georg-August-Universität Göttingen und der Universidad de Granada. 2016 promovierte er über die Bedeutung myofazialer Ketten für das Bewegungssystem und 2021 erhielt er die Lehrbefugnis für das Fach Sportwissenschaften. Er war wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Goethe-Universität Frankfurt (Abteilung für Sportmedizin) und arbeitete bis zu seiner Berufung am Universitätsklinikum der Universität Frankfurt im Bereich Arbeits-, Sozial- und Umweltmedizin.

Jan Wilke ist seit Juni 2022 Professor für Bewegungswissenschaften. Die Stiftungsprofessur wurde durch die Landeshauptstadt Klagenfurt mitfinanziert.

Senatsvorsitz

Maurer

Martin Hitz wurde zum neuen Senatsvorsitzenden der Universität Klagenfurt gewählt. Der Senat ist neben dem Rektorat und dem Universitätsrat eines der drei Leitungsgremien österreichischer Universitäten.

Dies Academicus

Elsner

Im Rahmen des „dies academicus“ werden verdiente Persönlichkeiten mit der Ehrendoktorwürde geehrt. Das Ehrendoktorat wurde an die Pädagogin **Käte Meyer-Drawe** (Mitte) und die Mathematikerin **Carola-Bibiane Schönlieb** verliehen. **Manfred Lube**, ehemaliger Bibliotheksdirektor, erhielt den Ehrenring der Universität Klagenfurt.

Ehrendoktorate

Im Juni wurden **Florjan Lipuš** (links) und **Franz Schuh** (rechts) die Ehrendoktorwürde der Universität Klagenfurt verliehen. Die beiden Sprachvirtuosen reihen sich in den Reigen herausragender Schriftsteller*innen unter den Ehrendoktor*innen der Universität Klagenfurt. Zu den bisher gewürdigten Ehrendoktor*innen der Universität Klagenfurt zählen literarische Größen wie Maja Haderlap, Peter Handke, Peter Turrini und Josef Winkler.

Elsner

Wie können wir schlechte Nachrichten besser vermitteln?

Claudia Kitz ist Doktorandin am Institut für Organisation, Personal und Dienstleistungsmanagement. Sie untersucht den sensiblen Komplex rund um die Überbringung schlechter Nachrichten und identifiziert praktische Lösungsansätze für den betrieblichen Kontext.

Text: *Karen Meehan*
Foto: *Romy Müller*

Das Überbringen schlechter Nachrichten ist von allen Seiten betrachtet eine Bürde – für überbringende wie für empfangende Personen und nicht selten für Menschen im Umkreis, auch wenn sie nicht unmittelbar betroffen sind. Selbst die Ebene der Organisation oder des Industriesektors kann von missglückter Kommunikation erschüttert werden, beispielsweise wenn diese in Reputationsschäden mündet oder medial ausgeschlachtet wird.

Die große Breite und Tiefe des Themas „Schlechte Nachrichten am Arbeitsplatz" erlaubt eine Vielzahl an Forschungsansätzen, erschwert aber gleichzeitig die Festlegung einer allgemeingültigen Definition dessen, was eine schlechte Nachricht ausmacht. Manche Forschungsgruppen spezialisieren sich auf kritische Anmerkungen im Kontext der jährlichen Mitarbeiter*innengespräche. Im beruflichen Alltag werden wir immer wieder mit unangenehmen oder enttäuschenden Nachrichten konfrontiert, die unterschiedlich negativ behaftet sind und auch jeweils andere Konsequenzen entfalten. Die relativ betrachtet eher seltene Erfahrung eines Kündigungsgesprächs ist demnach nicht gleichzusetzen mit der Information, dass der bevorstehende Urlaub storniert werden muss, weil ein Kundenprojekt aus dem Ruder läuft, oder mit der milden Kritik einer suboptimalen Arbeitsleistung.

Das Kündigungsgespräch ist ein klassisches Beispiel und findet wie viele unangenehme Gespräche oft hinter verschlossenen Türen statt. Diese Situationen sind schwer beobachtbar und lassen aus forschungsethischen Gründen keine Experimente zu. Die Forschungsmethoden ziehen daher hypothetische Szenarien heran, sogenannte Vignettenstudien, die kausale evidenzbasierte Schlüsse erlauben. Wo der Zugang zu Daten aus dem Feld schwer oder unmöglich ist, sind in den letzten Jahren Online-Panels immer stärker in das Blickfeld der Forschenden gerückt und bieten – im Vergleich zu Felddaten – eine ähnlich robuste Datenqualität. Teilnehmer*innen aus aller Welt, die online an den Studien teilnehmen, werden von Kitz aufgefordert, sich in einem Gedankenexperiment vorzustellen. Sie müssten jemandem die Botschaft einer Kündigung mitteilen und werden gefragt, wie sie diese Nachricht liefern würden und wie sich das Überbringen auf sie auswirkt.

In manchen Professionen, zu denen etwa Ärzt*innen und Polizist*innen gehören, wird die sorgfältige Vorbereitung auf schwierige Gespräche bereits in der Ausbildungsphase verankert. Führungskräfte mit Personalverantwortung in Betrieben erhalten hingegen im Regelfall keine Ausbildung dazu und werden in ihrer Suche nach forschungsbasierten praktischen Anleitungen nicht fündig. Im Setting „Arbeitsplatz" wäre dies laut Kitz dringend notwendig, denn im Idealfall sollte es gelingen, eine kritische Anmerkung zur Leistung zu vermitteln, ohne die Arbeitsmotivation negativ zu beeinflussen, Gefühle der ungerechten Behandlung hervorzurufen oder kontraproduktives Arbeitsverhalten auszulösen. Anders ausgedrückt: Ungeachtet der Senderichtung (Stichworte *top down*, *bottom up* oder 360°-Feedback) soll das Gespräch möglichst effektiv geführt werden, damit die zugrunde liegende Beziehung zwischen Führungskraft und Mitarbeiter*in keinen Schaden nimmt. In einem interdisziplinär ausgerichteten systematischen Review untersucht Kitz, wie das Thema in anderen Disziplinen behandelt wird und welche praktischen Anleitungen bereits entwickelt wurden, die für den Managementbereich nutzbar sein könnten.

Die Medizinforschung hat längst erkannt, dass Praktiker*innen im Feld darauf vorbereitet werden müssen, eine gravierende Diagnose auszusprechen oder Angehörigen die Nachricht über den Tod von Patient*innen zu überbringen. Aus dieser Problematik heraus entstanden praktische Anleitungen für medizinisches Personal. Die empirische Forschung unterstreicht die Wirkkraft dieser Instrumente: Sie helfen dem Personal, nicht vor schwierigen Gesprächen zurückzuschrecken, sondern sich hin-

reichend ausgebildet und vorbereitet zu fühlen, weil sie anhand von Protokollen Schritt für Schritt durch das Gespräch geleitet werden.

Da die Bürde der Überbringung dazu führen kann, dass Sender*innen zu stark auf sich selbst fokussieren und den Empfänger*innen nicht ausreichend Zeit und Raum lassen, die Nachricht zu verdauen, setzen die Protokolle genau hier an: Der Gesprächsrahmen wird mit Rücksichtnahme auf Patient*innen gewählt, Begleitpersonen werden eingeladen, das Vorwissen des Gegenübers wird erfasst und man klärt ab, wie viele Details Betroffene über ihre Krankheit erfahren wollen, da dies individuell sehr unterschiedlich sein kann. Bei der Wissensvermittlung wird darauf geachtet, dass klar und in kleinen Informationseinheiten sowie auf Augenhöhe kommuniziert wird. Oft bedeutet das einen Verzicht auf medizinische Fachausdrücke und ein wiederholtes Innehalten, um sicherzustellen, dass Patient*innen den Informationen folgen können. Durch empathische Aussagen und Körpersprache werden Verständnis und Unterstützung signalisiert. Den Abschluss bilden eine Zusammenfassung des Gesprächs und ein gemeinsamer Plan über das weitere Vorgehen. Diese definierten Schritte haben sich quer über die verschiedenen Bereiche der Medizin als sehr hilfreich erwiesen, denn damit verläuft die Gesprächsführung deutlich effektiver, was wiederum durch Rückmeldungen von Nachrichtenempfänger*innen bestätigt wird: Sie fühlen sich gehört, verstanden und empathisch behandelt.

Wie oder an wen schlechte Nachrichten kundgetan werden, hängt – auch das zeigt die medizinische Forschung – unter anderem von kulturellen Faktoren ab. So werden zum Beispiel in manchen Ländern Asiens schwerwiegende Diagnosen wie Krebserkrankungen nicht den Patient*innen selbst, sondern den Angehörigen überbracht. Ist ein älterer Mensch von Krankheit betroffen, werden die erwachsenen Kinder informiert und haben auch darüber zu entscheiden, ob und wie der Befund an die betroffene Person kommuniziert wird. Gesichtsverluste – oder präziser: deren Vermeidung – spielen bei der Überbringung schlechter Nachrichten in östlichen Ländern eine wichtige Rolle, während dieser Aspekt in der westlichen Welt weniger stark wiegt. Hier konnte Kitz andere Dynamiken und Schutzmechanismen beobachten, etwa die Tendenz, Gesprächsinhalte positiv zu verzerren, um das Gegenüber nicht zu kränken oder bloßzustellen.

Kitz, eine gebürtige Kärntnerin, absolvierte die Ausbildung zur Kindergarten- und Hortpädagogin in Klagenfurt und nahm anschließend ein Psychologiestudium an der Alpen-Adria-Universität auf. Direkt auf das Bachelorstudium folgte der Master mit Vertiefungen u. a. in der Arbeits- und Organisationspsychologie. Noch während des Masterstudiums arbeitete Kitz in Projekten zur Suizidprävention und zum Thema Depression und war als Werksstudentin bei Infineon in Villach beschäftigt. Hier kam sie erstmals mit dem Thema ihrer Dissertation in Berührung, da es im Industrieprojekt konkret um das Überbringen von schlechten Nachrichten ging. Kitz durchforstete die bestehende Literatur in ihrer Suche nach evidenzbasierten Hinweisen für die betriebliche Praxis, musste aber bald feststellen, dass hier eine Forschungslücke klafft. Ihre beruflichen Erfahrungen mit Themen, die als unangenehm charakterisiert werden und über die nicht gerne gesprochen wird, sowie ihr großes persönliches Interesse, forschungsbasiert Anleitungen für die Praxis zu entwickeln, führten zur Wahl des Dissertationsthemas.

Claudia Kitz plant, ihre Dissertation im Winter 2022/23 zum Abschluss zu bringen. Besonders wertvoll erwies sich aus ihrer Sicht die Aufnahme in das Young-Scientists-Mentoring-Programm der Universität Klagenfurt. So konnte sie mit ihrer Mentorin Laurie Barclay, einer führenden Expertin in der Fairness-Forschung, bereits einen Artikel in Co-Autorenschaft verfassen und wurde eingeladen, im Sommer 2022 als Organisatorin und Vortragende ein Symposium in den USA mitzugestalten. Barclay, von der University of Guelph in Ontario, lud Kitz in ihr internationales Netzwerk ein, dessen Mitglieder das Thema *negative news* aus unterschiedlichen Blickwinkeln untersuchen. Den regen Austausch mit Forscher*innen in aller Welt und die Unterstützung ihrer Kolleg*innen am Institut für Organisation, Personal und Dienstleistungsmanagement weiß Kitz besonders in der Endphase ihrer Forschungsarbeit sehr zu schätzen. Wie die Reise nach dem Doktorat weitergehen wird, ist derzeit offen. Die Arbeit im wissenschaftlichen Setting mit engem Praxisbezug macht ihr viel Freude und die Motivation, in diesem Bereich weiterzuarbeiten, ist groß. ✴

Auf ein paar Worte mit …

… *Claudia Kitz*

Was motiviert Sie, wissenschaftlich zu arbeiten?
Spannende Fragestellungen zu bearbeiten, die zur Lösung von Herausforderungen in der Praxis beitragen können.

Verstehen Ihre Eltern, woran Sie arbeiten?
Das ist einer der positiven Aspekte am Thema, jede*r findet schnell einen Anknüpfungspunkt.

Was machen Sie morgens als Erstes?
E-Mails beantworten, danach einen Kaffee.

Machen Sie richtig Urlaub? Ohne an Ihre wissenschaftliche Arbeit zu denken?
Das gelingt eher selten.

Was bringt Sie in Rage?
Ungerechtigkeit selbst oder durch andere zu erleben.

Und was beruhigt Sie?
Musik aus den 60ern und 70ern.

Worauf freuen Sie sich?
Das Doktorat demnächst abzuschließen.

Im Kosmos von *Ralf Terlutter*

Aufzeichnung: *Barbara Maier*
Foto: *Josef Kuess*

Mein Kosmos ist In-Bewegung-Sein, und zwar in allen Lebensbereichen. Damit meine ich die geistige Mobilität ebenso wie körperliche Bewegung. Und ich möchte auch andere dazu animieren, sich zu bewegen und sich weiterzuentwickeln.

Im wissenschaftlichen Bereich ist es normal, dass man sich ständig weiterentwickelt. Für mich war das immer wichtig. Während meines Studiums machte ich Praktika und verbrachte ein Semester im Ausland. Nach der Dissertation arbeitete ich in der Unternehmensberatung und machte interessante und gute, aber auch weniger schöne Erfahrungen, etwa wenn es um Unternehmenssanierungen ging, die mit Entlassungen von Personen verbunden waren. Das hat mich geprägt und mir gezeigt, dass ich lieber gestalten und aufbauen möchte. Deshalb habe ich beschlossen, den Weg der Forschung weiterzugehen und mit Lehre zu verbinden. Nach der Habilitation folgten zwei Rufe, einer aus Deutschland und der zweite aus Klagenfurt. Ich habe mich für das schöne Kärnten und den Umzug entschieden. Nach eineinhalb Jahren Pendeln konnte meine Familie nachkommen. Die Kinder waren noch nicht schulpflichtig, und wir waren deshalb flexibler; gefreut hat mich auch, dass meine Frau eine adäquate Stelle fand. Mittlerweile steht für unsere Tochter bald die Matura an und der Sohn studiert bereits.

Bald nach dem Herkommen habe ich mich für die Internationalisierung der Universität stark gemacht, konkret mit der Einrichtung der englischsprachigen Studienprogramme International Management sowie Media und Convergence Management. Damit meine ich, wichtige Beiträge geleistet zu haben und zu leis-

ten, dass der Campus und auch die Stadt internationaler und damit vielfältiger geworden sind und immer noch werden. Neben internationalen Reisen, z. B. gern nach Asien, USA, oder auch in Europa, ist sportliche Bewegung mein definitiver Ausgleich zur universitären Arbeit. Meine persönliche empirische Evidenz zeigt mir, dass mir der Sport, der Spaß daran und die Leistungserfolge guttun. Ich spiele regelmäßig Tennis und Fußball, Letzteres in einem Verein, den (noch sehr beweglichen) „Altherren“ des ASKÖ Köttmannsdorf. Im Winter stehen Schifahren und Langlaufen im Rosental, im Bodental oder in Zell-Pfarre auf dem Programm, im Sommer natürlich Schwimmen.

Mein Rad hatte ich lange Jahre nicht angefasst, bis mein Sohn mich dazu animiert hat, Touren zu fahren. Jetzt fahre ich wieder allein oder regelmäßig in Begleitung meiner Kinder. Es geht die Drau entlang bis zu 60 km pro Tag oder um den Wörthersee, alles derzeit noch ohne E-Bike. Der anstrengendste Teil bei jeder Radtour ist die Schlussstrecke, denn es geht dort steil nach oben: Wir wohnen auf einer Anhöhe zwischen dem Rosental und dem Rauschelesee.

Um unser Haus am Hang gibt es keinen klassischen Garten, unser Rasen ist eine Wiese. Dafür gibt es eine wunderschöne Aussicht, die ich jeden Tag genießen kann und die ich inspirierend finde.

Klimawandel, Pandemie, die politischen Umwälzungen, das Auseinandertriften und das ständige Hinterfragen der EU bereiten mir Sorgen. Die politische Stabilität, die wir über viele Jahre erlebt haben, gibt es nicht mehr. Mein Wunsch für die Entwicklung der Gesellschaft ist die Rückbesinnung auf das, was wichtig ist: den Austausch und dass man sich wieder aufeinander zubewegt. Dafür muss wohl die ganze Gesellschaft beweglicher werden. Konflikte hat es immer gegeben, wichtig ist, miteinander zu sprechen und Waffen schweigen zu lassen. ✶

Zur Person

Geboren:
1969 in Gütersloh

Beruf:
Universitätsprofessor für Marketing und Internationales Management, Vorstand des Instituts für Unternehmensführung

Ausbildung:
Studium der Betriebswirtschaftslehre an den Universitäten Paderborn und Dublin, Dissertation und Habilitation in Saarbrücken

Kosmos:
In-Bewegung-Sein (auf dem Plöschenberg am 7. September 2022)

Job Shadowing

Monika-Maria Müller studiert Wirtschaft & Recht und hat beim Job Shadowing unsere Absolventin Kristina Aichwalder und ihren Arbeitsbereich bei EY (Ernst & Young) kennengelernt. Nach ihrem Auslandssemester wird sie sich für ein Praktikum bei EY bewerben, um weitere Berufserfahrung zu sammeln. Ihr Job-Shadowing-Tag öffnet damit weitere Türen für wertvolle Praxis.

Gutsch

„Job Shadowing ist eine einzigartige Möglichkeit, in interessante Unternehmen hineinzuschnuppern. Ich habe einen großartigen Einblick in die Aufgabenbereiche von EY bekommen, meine Fragen wurden gerne und ausführlich beantwortet und ich konnte wertvolle Kontakte knüpfen.“

Neuer Förderer

Huawei Austria ist neuer Förderer der Universität Klagenfurt. Die Kooperation startet mit dem Programm *Seeds for the Future*, bei dem die Universität Klagenfurt mit ihren Studierenden erstmals dabei ist. „Die Idee von *Seeds for the Future* ist, jungen Menschen aus der ganzen Welt Einblicke in ein globales Hightech-Unternehmen zu geben, ihnen Fachwissen, aber auch interkulturelle Kompetenzen zu vermitteln“, so Harvey Zhang, CEO Huawei Technologies Austria.

Eisner

www.aau.at/partner-foerderer

Urkundenverleihung

Im Herbst 2022 startet bereits der fünfte Durchgang des Erfolgsprojekts „Klagenfurt Stipendium“ und bisher haben 20 Stipendiat*innen das Programm erfolgreich abgeschlossen. Zu diesem Anlass empfingen Rektor Vitouch, Vizerektorin Hattenberger und Vizebürgermeister Liesnig rund 40 Studierende und Unternehmensvertreter*innen zu einer feierlichen Veranstaltung an der Universität Klagenfurt. Den aufstrebenden Absolvent*innen wurde als Anerkennung für ihre exzellenten Studienleistungen eine Urkunde überreicht.

Supanz

www.aau.at/klagenfurtstipendium

Mit der connect zum Traumjob

Sagmeister

Lukas Müller studiert Betriebswirtschaft und erinnert sich gut und gerne an seinen Messebesuch bei der Job- und Karrieremesse connect. Er hat bei der connect einen bleibenden Eindruck hinterlassen und sein berufliches Glück gefunden. Nun arbeitet er neben seinem Studium als Project Analyst.

„Ich bin sehr froh, dass ich die connect besucht habe, andernfalls hätte ich erst später zu EFS Consulting gefunden! Jetzt habe ich die Möglichkeit, gegen Ende meines Studiums, Gelerntes aus der Uni anzuwenden, und habe eine Perspektive für einen genialen Berufseinstieg in Vollzeit nach dem Studium.“

Lukas Müller, EFS Consulting

Welche Bedeutung hat Familie?

Familie steht für viele für Geborgenheit, Rückhalt, Sicherheit und Ursprung und wird oft als etwas Selbstverständliches angesehen. Rund 13.000 Kinder und Jugendliche wachsen in Österreich zeitweise außerhalb ihrer Familie auf. Ein neues Forschungsprojekt untersucht nun den Stellenwert von Familie und sozialen Beziehungen im Übergang zum Erwachsenenleben bei diesen jungen Menschen.

„Familie steht für die eigene Herkunft und ist Teil der Identität."
(Stephan Sting)

Text: *Katharina Tischler-Banfield*
Fotos: *Antonioguillem/Adobestock & Walter Elsner*

Rund 1.000 „Care Leaver" – das sind junge Erwachsene, die in Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen gelebt haben und von dort in ein eigenständiges Leben wechseln – gibt es jährlich in Österreich. „Aus der Forschung weiß man, dass diese Gruppe in unterschiedlicher Hinsicht benachteiligt ist", erläutert Stephan Sting, Leiter des vom österreichischen Wissenschaftsfonds FWF geförderten Projekts, und fügt hinzu: „Sie müssen sich vorstellen, dass die Betreuung und Unterbringung in Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen mit dem 18. Lebensjahr häufig abrupt enden. Es gibt Fälle, da müssen diese jungen Menschen sofort nach der Matura ausziehen und stehen dann mehr oder weniger alleine da." Diesem Übergang in die Selbstständigkeit widmet sich die aktuelle Studie. „Wir möchten herausfinden, wie die Familienbezüge nach dem Ende der Betreuung aussehen, wer wichtige soziale Kontakte sind und welchen Einfluss Familie auf das weitere Leben von Care Leavern hat."

Viele Care Leaver sind damit konfrontiert, dass sie wenig soziale Beziehungen nach ihrer Betreuungszeit haben. Manche Betreuer*innen halten ehrenamtlich und unbezahlt Kontakt, das ist aber oft nicht von Dauer und betrifft nur diejenigen, die ein gutes Verhältnis zu ihren Betreuer*innen hatten. „Das Problem liegt auch darin, dass während der Betreuung nicht darauf geachtet wird, soziale Kontakte – vor allem außerhalb der Einrichtung – aufzubauen. Viele berichten von Gefühlen von Einsamkeit und Isolation", so Stephan Sting.

In dieser herausfordernden Lebensphase nehmen viele Care Leaver wieder Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie auf, oft aus dem Gefühl heraus, dass es gewisse Loyalitätsverpflichtungen von Seiten ihrer Familie geben müsse. In manchen Fällen gelingt die erneute Annäherung, weil sie sich mit ihren Eltern oder Familienangehörigen auf einer anderen Ebene treffen: Es handelt sich nun um erwachsene Menschen und die Eltern sind nicht mehr erziehungszuständig.

Ein weiterer Aspekt spielt bei der Kontaktaufnahme eine große Rolle, wie Stephan Sting erklärt: „Familie steht für die eigene Herkunft und ist Teil der Identität. Care Leaver fragen sich oft: Wo komme ich her? Welchen Einfluss hat meine Familie auf mich? Der Kontakt zur Familie ist ein Stück Selbstfindung und Identitätssuche." Sich mit der eigenen Herkunft und Familie zu beschäftigen, fördert das persönliche Weiterkommen und wirkt sich auf die eigene Familiengründung und soziale Beziehungen im Allgemeinen aus. Sting fügt jedoch hinzu, dass der erneute Kontakt mit der Familie in sehr vielen Fällen eine äußerst frustrierende Erfahrung ist und es zum endgültigen Kontaktabbruch kommen kann.

Beim aktuellen Projekt untersuchen Sting und sein Team diese Beziehungen zur Herkunftsfamilie. Mit Hilfe von sogenannten egozentrierten Netzwerkkarten werden die an der Studie teilnehmenden Care Leaver ihr soziales Umfeld illustrieren. Interviews sollen Aufklärung darüber geben, warum die jeweiligen Personen dort positioniert wurden und welchen Stellenwert sie haben. Wer zu ihrem Netzwerk zählt und wer als Familie gesehen wird, definieren die Studienteilnehmer*innen selbst. Oft erschöpft es sich nicht nur in Eltern, Großeltern, Geschwistern, sondern auch nahestehende Personen wie Nachbar*innen werden dazugezählt. „Es geht uns darum herauszufinden, ob Verwandtschaft überhaupt noch eine zentrale Bedeutung für junge Menschen hat. Das Konzept *doing family*, also dass Familie etwas Konstruiertes ist und auch außenstehende Personen, die Zugehörigkeits- und Sorgefunktionen übernehmen, als Familie gesehen werden, ist noch recht neu. Gerade bei Care Leavern entspricht die eigene Familienerfahrung oft nicht tradierten Vorstellungen von Familie. Daher wollen wir offen an die Frage herangehen, was als Familie angesehen wird." Aus den Studienergebnissen sollen Handlungsempfehlungen für die Arbeit der Kinder- und Jugendhilfebetreuung abgeleitet werden, um in weiterer Folge Care Leavern eine bessere Unterstützung anbieten zu können.

In der Jugendhilfe geht es bei älteren Kindern meist ausschließlich um die Vorbereitung auf die Selbstständigkeit. Hier sieht Stephan Sting wichtige Aspekte vernachlässigt, da sich die Vorbereitung oft auf Alltagsdinge wie die Haushaltsführung beschränkt. „Die jungen Menschen werden eigentlich auf das Alleineleben vorbereitet. Sie waren einen Großteil ihres Lebens auf sich alleine gestellt und mit dem Ende der Betreuung verstärkt sich dieses Gefühl noch. Es wäre wichtig, ihnen mitzugeben, wie sie sich ein soziales Netzwerk schaffen, ihnen beizubringen, Hilfe annehmen zu können, und ihnen zu zeigen, an wen sie sich wenden können."

Aus vorangegangenen Projekten weiß Sting, dass Care Leaver aufgrund fehlender Unterstützung oft an kleinen Hin-

D

Dr. Erich Ciesciutti-Star*ter-Stipendium

Dr. Erich Ciesciutti hat in seinen späten Lebensjahren zu studieren begonnen und im Jahr 2017 im hohen Alter von 81 Jahren im Fachbereich der Philosophie promoviert. Er ist leider im darauffolgenden Jahr verstorben und hinterließ der Universität Klagenfurt die „Dr. Erich Ciesciutti-Stiftung an der Universität Klagenfurt".

Das Dr. Erich Ciesciutti-Star*ter-Stipendium speist sich aus Mitteln dieser Stiftung. Der Zweck der Stiftung ist insbesondere die Unterstützung von Studierenden mit besonderer Förderwürdigkeit.

Konkret richtet sich das Stipendium an drei Zielgruppen:

1. First Academics (Personen, bei denen kein Elternteil einen akademischen Abschluss hat)
2. Care Leaver (Personen, die einen Teil ihres Lebens in stationärer Kinder- und Jugendhilfebetreuung oder in Pflegefamilien verbracht haben)
3. Studierende mit körperlichen Beeinträchtigungen

Dauer und Höhe des Stipendiums

Das Dr. Erich Ciesciutti-Star*ter-Stipendium fördert ab dem Wintersemester 2023/24 jährlich drei Bachelor-Studierende mit € 600.- monatlich für eine maximale Dauer von zwölf Monaten.

Weiterführende Informationen werden demnächst auf unserer Website veröffentlicht.

dernissen scheitern können. Seit einem Jahr gibt es nun zwei Anlaufstellen, in Klagenfurt und Villach, wo Care Leaver Hilfe in unterschiedlichen Bereichen bekommen können. Für Sting ist das ein Anfang, aber definitiv nicht ausreichend. „Damit man versteht, wie wichtig solche Stellen sind, möchte ich aus dem Leben eines Care Leavers berichten: Ein junger Mann, der kurze Zeit nach Beendigung der Betreuung eine Lehrstelle gefunden hatte, musste eine Strafzahlung in Höhe von 80 Euro begleichen, weil er gegen Covid-Auflagen verstoßen hatte. Er konnte dieses Geld nicht aufbringen und so stand eine Ersatzhaft im Raum, was wiederum zum Verlust seiner Lehrstelle geführt und unter Umständen eine Kettenreaktion ausgelöst hätte. Die neu eingerichtete Anlaufstelle hat ihm das Geld geborgt und nach drei Wochen hatte er die Summe zurückgezahlt."

Menschen, die bei ihrer Familie aufwachsen und größtenteils noch weit ins Erwachsenenleben den Rückhalt der Familie haben, kennen diese Probleme nicht. Bei Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen ist die Unterstützung mit der Volljährigkeit zu Ende und danach sind die jungen Menschen auf sich gestellt. Für Stephan Sting ist das schwer nachzuvollziehen: „Das Kinder- und Jugendhilfesystem investiert viel Geld in Kinder und Jugendliche, und indem sie nach der Betreuung fallen gelassen werden, geht dieses Kapital mehr oder weniger verloren. Auch im Hinblick auf die sozialen Folgekosten sollte es im Interesse der Gesellschaft sein, Care Leavern die nötige Unterstützung zukommen zu lassen, um erfolgreich in ein eigenständiges Leben zu starten."

> „Das Kinder- und Jugendhilfesystem investiert viel Geld in Kinder und Jugendliche, und indem sie nach der Betreuung fallen gelassen werden, geht dieses Kapital mehr oder weniger verloren."
> *(Stephan Sting)*

Die an der Universität Klagenfurt gegründete Dr. Erich Ciesciutti-Stiftung (siehe Infobox oben) vergibt ab dem Studienjahr 2023/24 Stipendien an Personen, die ohne diese Unterstützung wahrscheinlich kein Studium aufnehmen würden. Dazu zählen auch Care Leaver, die aktiv motiviert werden, ein Studium zu beginnen und ihr vorhandenes Potenzial auszuschöpfen. ✶

Zur Person

Seit 2005 ist Stephan Sting als Universitätsprofessor für Sozial- und Integrationspädagogik am Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung tätig. Er forscht in den Bereichen Sozialpädagogik im Kindes- und Jugendalter, Soziale Arbeit, Kinder- und Jugendarbeit sowie Suchtprävention. Er ist Mitglied des Vorstands der Dr. Erich Ciesciutti-Stiftung.

Ein Wiedersehen mit ...
Melanie E. Bednar

Früher erschien Melanie E. Bednar die Welt immer zu groß. Heute arbeitet sie als Strategic Demand Director beim Nahrungsmittelkonzern Mars in Almaty, Kasachstan. Beim Interview mit *ad astra* befindet sie sich gerade in Straßburg, Frankreich. Wir sprechen online über Weltoffenheit, unseren Einfluss auf die Umwelt und ein Bildungssystem, das seinesgleichen sucht.

Text: *Lisa Svetina*
Foto: *privat/KK*

Melanie E. Bednar ist gebürtige Kärntnerin und hat das Doktoratsstudium der Angewandten Betriebswirtschaft an der Universität Klagenfurt abgeschlossen. Heute schmunzelt sie bei dem Gedanken, dass ihr die Welt früher zu groß erschien. Und sie strahlt sofort, als sie von ihrem Studium und der Zeit in Klagenfurt erzählt.

In ihrer Studienzeit war sie nicht nur als Studienassistentin, sondern auch aktiv in der Studienvertretung der ÖH tätig. In dieser Rolle konnte sie das Curriculum für den Bachelor Angewandte Betriebswirtschaft mitentwickeln, mit Professor*innen auf einer ganz anderen Ebene außerhalb der Hörsäle agieren und für die Interessen ihrer Kommiliton*innen eintreten. All diese Tätigkeiten und Erfahrungen haben sie auf ihre heutige Position im Unternehmen Mars vorbereitet. Mars hat 133.000 Mitarbeiter*innen, die weltweit tätig sind, und trotzdem konnte das Familiengefühl im Unternehmen immer erhalten bleiben. Persönliche Weiterentwicklung und Jobrotation werden bei Mars stark gefördert, sodass Mitarbeiter*innen alle zwei bis drei Jahre neue Bereiche übernehmen können, wenn sie sehr gute Leistung erbringen. Wer darüber hinaus noch neugierig und ambitioniert ist, Neues zu lernen, profitiert bei Mars von vielen Weiterbildungsmöglichkeiten, Mentoring und Coaching.

Ihr selbstständiges Arbeiten, die Fähigkeit, ein Team zu führen, Menschen in ihrer Entwicklung zu unterstützen, Ideen zu sammeln und dem Geist freien Lauf zu lassen – all das führt sie auf ihre Studienzeit zurück und macht sie zu einer unheimlich stolzen Kärntnerin.

> „Passionately starting with 'the why', I lead with positive energy!"
> *(Melanie E. Bednar)*

Erste Auslandserfahrung

Von ihrem damaligen Professor Kurt Matzler ermutigt, folgte vor zwölf Jahren der erste Schritt ins Ausland und dieser gleich nach Übersee. Aus einem Semester als Mitarbeiterin in einem wissenschaftlichen Projekt an der University of Michigan resultierte die Einladung von Richard Bagozzi, dort ein Jahr lang als Gastprofessorin zu unterrichten. Daraus wurden dann insgesamt dreieinhalb Jahre Forschungsaufenthalt auf dem Gebiet „Consumer Behaviour and Brand Management" an der University of Michigan. Bednar erhielt dadurch nicht nur erste Auslandserfahrung, sondern auch einen neuen Blick auf unser Bildungssystem. An österreichischen Universitäten wird Selbstständigkeit gelehrt, darauf ist das gesamte System ausgelegt. In den USA ähnelt es einer Weiterführung der Schulzeit. Studierende erhalten von Woche zu Woche Aufgaben, wodurch sie zwar nah am Thema sind, sie eignen sich aber weniger das selbstständige Lernen und Priorisieren von Aufgaben an, was Bednar in Klagenfurt besonders schätzte. Studierende sind gefordert, ihre Zeit und Arbeitsleitung selbst einzuteilen.

Von Italien nach Belgien

Nach der Zeit in den USA ging es für Bednar an die Università di Bologna. Sie erkannte aber bald, dass sie sich beruflich verändern möchte. Zu diesem Zeitpunkt war ein Freund, ein Professor an der University of Harvard, gerade in einem Projekt mit Mars involviert und empfahl ihr, sich auf eine offene Stelle zu bewerben, die sehr gut für sie passen würde. So erhielt Bednar den Anruf von Mars, einem seit mehr als fünf Generationen geführten Familienunternehmen, und verlegte ihren Lebensmittelpunkt nach Brüssel, um dort als Global Consumer and Market Insights Managerin zu beginnen. Zu ihren Aufgaben zählte die Optimierung von Medienplänen basierend auf der gemessenen Werbungseffektivität sowie die Beratung der Marketingdirektor*innen an den weltweiten Unternehmensstandorten, unter anderem in den USA, Deutschland, Frankreich, UK, Russland, China und Australien.

Creative Excellence

Zwei Jahre später gründete und leitete sie das Global Center of Expertise for Creative Excellence im Unternehmen Mars: In Zusammenarbeit mit erstklassigen Kreativagenturen, globalen Medienpartner*innen, Expert*innen für Neurowissenschaften sowie Marktforschungs- und akademischen Einrichtungen unterstützte sie Marketingverantwortliche mit faktenbasierten Erkenntnissen bei der Entwicklung von Best-in-Class-Werbung, die das Wachstum der Unternehmensmarken erfolgreich förderten.

Zwei wichtige Höhepunkte ihrer Karriere waren die Verankerung und der Einsatz von Neurowissenschaften bei Mars und die Leitung eines globalen Unternehmensprojekts zur Optimierung der mobilen Werbung.

Von Belgien nach Frankreich und Kasachstan

Nach einem Stopp in Straßburg, wo sie für zwei Jahre für den französischen Markt zuständig war und unter anderem die Category Strategy für Kaugummi entwickelt hat, ging es weiter nach Almaty in Kasachstan. Als Strategic Demand Director für Zentraleurasien, Weißrussland und die Türkei ist sie nun für zwölf Länder zuständig und leitet derzeit das Strategic-Demand-Team mit über 30 hochtalentierten Mitarbeiter*innen in den abwechslungsreichen Feldern Category Leadership, Marken-Marketing, Einzelhandelsmarketing und Strategic Revenue Management.

Ein neues Kapitel

Die zwei Jahre in Almaty sind nun fast vorbei. Danach gefragt, wohin es sie als Nächstes verschlägt, schmunzelt Melanie E. Bednar. Wer weiß, wohin sie ihr Weg noch führt.

54.911 km

Seit April 2022 haben Mitarbeiter*innen und Studierende der Universität Klagenfurt kräftig in die Pedale getreten. **54.911 Fahrradkilometer** wurden bis jetzt zurückgelegt. Bei der Aktion *Double the Good* wird pro 1.000 Kilometer ein Baum gepflanzt. Jeder geradelte Kilometer zählte. Die Aufzeichnung der Kilometer erfolgt über „Kärnten radelt“.

www.aau.at/die-uni-radelt

Bühnenbibliotheks-kostbarkeiten

Preziosen aus der Kärntner Theatergeschichte sind Inhalt der 25. Ausstellung der Reihe Kostbarkeiten aus der Bibliothek. Sie zeigt die Anfänge der mittelalterlichen Passionsspiele, die Entwicklung des Jesuitischen Schul- und Ordenstheaters sowie Werke aus der Zeit des Ständischen Theaters, dem Vorläufer des Klagenfurter Stadttheaters, mit originalen barocken Bühnenklassikern, die zum Teil auf eine Schenkung der Familie Goess in Ebenthal bei Klagenfurt zurückgehen. www.aau.at/ub/kostbarkeiten

Neue Buslinie

Die neue **Buslinie C** fährt im 10-Minuten-Takt zur Universität und in den Lakeside Park. Rektor Oliver Vitouch, ehemalige Senatsvorsitzende Larissa Krainer und ÖH-Vorsitzender Ferdinand Raunegger waren unter den ersten Fahrgästen.

Jojo Gronostay

Wer definiert den Wert von Kleidung im jeweiligen Kontext? Die von Jojo Gronostay (Künstler aus Wien) gegründete Marke **Dead White Men’s Clothes DWMC** ist sowohl Kunstprojekt als auch Modelabel und bewegt sich an den Schnittstellen von Mode, bildender Kunst, Museum und Second-Hand-Store. DWMC präsentiert sich sowohl bei Modeevents wie der Paris Fashion Week als auch in Galerien und Museen.

Ausstellung vom 16. November bis zum 23. Dezember 2022 im Kunstraum Lakeside Park

Thomas Hainscho (links, Karl-Popper-Archiv und Copyright-Office), Nicole Sager (Fachreferentin des Popper-Archivs) und Manfred Lube (Bibliotheksdirektor von 1990 bis 2007) im Karl-Popper-Archiv, das mit den Möbeln aus Poppers Wohnung ausgestattet ist.

„Karl Popper war ein arbeitsamer und vielseitig interessierter Gelehrter.“

Das Karl-Popper-Archiv dokumentiert das Werden und Wirken des kritischen Rationalisten Karl R. Popper. Sein bedeutsamer Nachlass und seine Arbeitsbibliothek befinden sich seit 1995 an der Universität Klagenfurt.

Interview: *Lydia Krömer*
Fotos: *Walter Elsner*

Heuer jährt sich der 120. Geburtstag von Sir Karl Popper, einem der bedeutendsten Philosophen des 20. Jahrhunderts. Was verbindet die Universität Klagenfurt mit dem österreichisch-britischen Wissenschaftstheoretiker?

Manfred Lube: Um diese Frage zu beantworten, muss ich etwas weiter ausholen. Popper wurde in Wien geboren und lebte dort bis zu seinem 33. Lebensjahr. Er erlernte das Tischlerhandwerk und später war er mit großer Leidenschaft als Lehrer tätig. Er wollte eine akademische Laufbahn einschlagen, aber das war für einen Abkömmling einer jüdischen Familie damals in Österreich unmöglich. Er hat sich in der europäischen Umgebung umgesehen, an vielen internationalen Kongressen teilgenommen und ist 1937 mit seiner Frau Hennie, die auch Lehrerin war, nach Neuseeland emigriert. Nach dem Zweiten Weltkrieg zog das Ehepaar

10.000

Druckwerke wurden seit 1995 katalogisiert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

nach London, wo Popper an der London School of Economics lehrte. Ihre Urlaube verbrachten sie in den Tiroler Bergen. Ihre Heimat Österreich haben beide sehr geliebt und sie nie vergessen, obwohl sie auf der ganzen Welt unterwegs waren.

Thomas Hainscho: Als Kind war Karl Popper in Kärnten auf Badeurlaub, aber historisch-biografisch lassen sich kaum Bezugspunkte zwischen ihm und der Universität Klagenfurt herstellen.

Wie kam es dann zu dieser Übergabe des gesamten Karl-Popper-Nachlasses an die Universität Klagenfurt?

Lube: Ich würde das eher als eine zufällige Fügung sehen. Politische Vertreter*innen des Landes Kärnten und der Bundesregierung kauften den Nachlass des Philosophen um elf Millionen Schilling bei Sotheby's in London, bevor er versteigert wurde. Gemeinsam konnten die beiden Proponent*innen diese hohe Summe aufbringen, wozu andere Interessent*innen, vor allem Universitäten, nicht in der Lage waren. Zahlreiche Gebote gab es für einzelne bibliophile Werke aus Poppers Bibliothek.

Hainscho: Im Mai 1995 wurden der Universität Klagenfurt anlässlich ihres 25-jährigen Bestehens sämtliche Bücher, Zeitschriftenhefte, Sonderdrucke und zahlreiche Manuskripte aus dem Besitz des 1994 in London verstorbenen Karl Popper durch Bund und Land übergeben.

Wie war das damals, als die ganzen Kartons angekommen sind?

Lube: Es waren über 200 Kartons mit ungeordnetem Inhalt, die durch eine Londoner Speditionsfirma angeliefert wurden. Dieses Material wurde gesichtet, geordnet und katalogisiert. Das Wissenschaftsministerium stellte uns Budgetmittel zur Verfügung und dadurch konnte Personal eingestellt und ein adäquater repräsentativer Raum für Poppers Nachlass eingerichtet werden, in dem wir jetzt sitzen.

Dieser wohlgeordnete Raum ist als eigenständige Bibliothek zu sehen. Wie umfangreich ist das Karl-Popper-Archiv?

Nicole Sager: Es handelt sich hierbei um eine weltweit einzigartige Sammlung, und sie rückt die Universität immer wieder ins Zentrum internationaler Aufmerksamkeit. Zahlreiche Forscher*innen besuchten das Archiv, um Fragen über Poppers Gedankenwelt nachzugehen. Das Archiv umfasst 205 Bände bibliophiler Literatur des 15. bis 19. Jahrhunderts mit fünf Inkunabeln, 49 Aldinen, 79 Erstausgaben, 744 Ausgaben von Poppers eigenen Werken im Original und Übersetzungen, viele Fachzeitschriften und 460 Archivschachteln mit Kopien seiner Manuskripte, Sonderdrucke, Briefe und Notizen. Die Sammlung beinhaltet nicht nur Poppers eigene Werke, sondern auch seine gesamte Arbeitsbibliothek mit naturwissenschaftlichen Bänden, Belletristik, Kinderbüchern und Expeditionsliteratur. Deshalb suchen auch immer wieder Schüler*innen die Arbeitsbibliothek auf.

Hainscho: Nicht zu vergessen sind die 91 Mikrofilmrollen mit Vorträgen, Aufsätzen und weiterer Korrespondenz. Das Archiv wird auch um neue Dokumente ergänzt. Diesen Sommer durfte ich eine umfangreiche Schenkung des kürzlich verstorbenen Herausgebers Poppers, Troels Eggers Hansen, in Dänemark mit zahlreichen neuen Briefen Poppers entgegennehmen.

Was ist das Herzstück des Karl-Popper-Archivs? Welche Werke sind von besonderem Interesse?

Lube: Hier denke ich eher an mehrere Herzkammern. Da ist einerseits Poppers Arbeitsbibliothek und andererseits sind da seine eigenen Werke, die hier wohlgeordnet in den Regalen in allen Übersetzungen und Editionen zu sehen sind. Ein weiteres Herzstück ist der schriftliche Nachlass, bestehend aus 462 Archivboxen. Die dritte Herzkammer sind die bibliophilen Bücher. Popper hat es geliebt, ganz an die Quellen heranzugehen. Ein Buch, das er sehr geschätzt hat, ist von Galileo Galilei aus dem Jahr 1632. Dieses Buch, der *Dialogo,* verfügt bereits über ein Register, was zur damaligen Zeit nicht üblich war.

Sager: Eine Besonderheit von Poppers Büchern sind seine persönlichen Widmungen, handschriftlichen Bemerkungen und Ergänzungen, Zettel, Notizen und eingelegten Briefe. Für die Archivarbeit ist das besonders wertvoll.

Das Karl-Popper-Archiv hat ein wichtiges Standbein, nämlich das Copyright-Büro.

Lube: Karl Popper hat die Urheberrechte nie an Verlage übertragen, sondern selbst behalten und verwaltet. Nach seinem Tod hat er die Rechte, da er keine Nachkommen hatte, an seine Mitarbeiterin Melitta Mew vererbt. Von der Einrichtung des Archivs in Klagenfurt war Mrs. Mew so angetan, dass sie im Jahr 2008 die Übertragung der Rechte an Poppers Werken und Korrespondenzen an die Universität veranlasst hat. Das hat in der Fachwelt große Verwunderung, aber auch großen Respekt hervorgerufen. In der Folge wurde das Copyright-Büro eingerichtet und seit dessen Bestehen wurden mit 110 Verlagen in 40 Ländern Verträge über 60 Publikationen Poppers abgeschlossen. Das ist sehr beträchtlich. Vor zwei Jahren, nachdem ich mich fast 25 Jahre lang mit Karl Popper befasst hatte, bin ich in der Funktion des Hüters der Rechte zurückgetreten und Thomas Hainscho wurde mein Nachfolger.

Hainscho: Pro Jahr erscheinen zwischen zehn und 15 neue Bücher Poppers, Audiobücher und E-Books miteingeschlossen. Und in diesen Publikationen wird die Universität Klagenfurt namentlich im Impressum angeführt. Die Aufgabe des Copyright-Büros ist es, Poppers Publikationen in seinem Sinn am Leben zu erhalten und eine Auseinandersetzung mit dem kritischen Rationalismus zu unterstützen.

Galileo Galileis Dialogo (1632) war eines der Lieblingsbücher von Karl Popper.

Auf dieser Schreibmaschine hat Poppers Ehefrau Hennie seine Manuskripte getippt.

Wie aktuell sind Poppers Werke in der heutigen Zeit?
Hainscho: Seine wissenschaftstheoretische Position ist nach wie vor aktuell und sein Einfluss auf die moderne Naturwissenschaft und Philosophie ist bedeutend. Viele Begriffe, die Popper maßgeblich geprägt hat, wie *Falsifikation*, *Offene Gesellschaft* oder *Verschwörungstheorie*, gehören heute zur Alltagssprache.

Im Frühjahr erschien der letzte Band der deutschsprachigen Werkausgabe von Karl R. Popper. Wie kam es zu diesen gesammelten Werken?
Hainscho: Die Planungen der Werkausgabe begannen bereits Mitte der 1980er Jahre, noch bevor Popper mit Klagenfurt in Verbindung gebracht wurde. Gemeinsam mit Verlagsinhaber Georg Siebeck wählte Popper die Texte aus und entschied über die inhaltliche Zusammenstellung der insgesamt 15 Bände. Es war sein ausdrücklicher Wunsch, dass die Bände erst nach seinem Tod erscheinen sollen.

Was für ein Mensch war Karl Popper?
Lube: Popper war ein arbeitsamer und vielseitig interessierter Gelehrter. Als ausgesprochener Bücherliebhaber und -sammler hat er stets, wie es unter Bibliophilen Sitte ist, seinen Namen in die Bücher eingetragen.

Sager: Beim Arbeiten mit Poppers Werken konnte man viel über ihn erfahren. Er war ein sehr ordentlicher, aber auch bescheidener Mensch, mit einer sehr schönen und klaren Handschrift, die er bis ins hohe Alter bewahrt hat. Er hat in den Büchern Notizen angebracht und die betreffenden Seitenzahlen hinten auf der Innenseite des Einbanddeckels vermerkt. Fotos belegen, dass Popper Schokolade besonders gern hatte (*schmunzelt*), und er war ein begeisterter Bergsteiger.

Herr Lube, Ihnen wurde im Sommer der Ehrenring der Universität Klagenfurt verliehen. Ein bedeutsamer Moment in Ihrem Leben?
Lube: Das hat mich sehr berührt und hat bestätigt, dass mir für meine Arbeit als Bibliotheksdirektor und für das Karl-Popper-Archiv immer Vertrauen, Respekt und Wertschätzung entgegengebracht wurden.

300

Laufmeter an Material umfasste die Lieferung der Londoner Spedition.

DIE WELT I

Wie viele Studierende der Universität Klagenfurt kennen Sie persönlich?

200

Wie oft haben Sie in der Sandkiste über Ihre (politische) Karriere nachgedacht?

10x

Bis wann können Sie längstens schlafen?

11.00 Uhr

Wie oft haben Sie in Ihrem Leben Nudeln gegessen?

2.000x

Ferdinand Raunegger studiert Wirtschaft und Recht und ist Vorsitzender der ÖH Klagenfurt.

Wie viele ECTS-Punkte kann man als ÖH-Vorsitzender im Semester absolvieren?

25

Wie viel Geld braucht man als Student*in pro Monat?

850 €

(wenn man nicht bei den Eltern lebt)

Wie viele Semester werden Sie studieren?

14

(für Bachelor und Master)

Wie oft nutzen Sie Öffis pro Woche?

2–3x

Wie viele Hemden besitzen Sie?

25

Wie oft schwimmen Sie pro Jahr in einem Kärntner See?

30x

N ZAHLEN.

Die ÖH antwortet auf Fragen von *ad astra* in Zahlen.

Fotos: *Romy Müller*, Icons: *shutterstock.com, Adobestock*

Auf wie viele Ihrer Seminararbeiten sind Sie wirklich stolz?

1

(meine bisher einzige)

Auf wie vielen Uni-Partys möchten Sie pro Semester feiern?

5

Wie viele TikTok-Videos haben Sie schon gedreht?

4

Raten Sie mal: Wie viele Sitzplätze gibt es in den Lehrveranstaltungsräumen an der Universität Klagenfurt?

5.000*

Julia Gruber studiert Betriebswirtschaft und ist stellvertretende Vorsitzende.

Wie viele Lehrveranstaltungen haben Sie bisher abgebrochen, weil Sie nur Bahnhof verstanden haben?

2

Wie viele Pflanzen haben Sie im ÖH-Garten gepflanzt?

0

(kein grüner Daumen)

In welchem Jahr möchten Sie in Pension gehen?

2065

Wie viele Stunden können Sie sich in einer Sitzung konzentrieren?

4h

Wie viele Demos haben Sie bisher besucht?

2

* Die richtige Antwort lautet 3.207.

„KUNST KANN ALLES … aber MUSS NICHTS.“

Das Thema VERSCHIEBUNGEN | PREMIKANJA | SPOSTAMENTI war das Generalthema vom Universitätskulturzentrum UNIKUM der letzten beiden Jahre. Alina Zeichen und Josef Nikolaus Meixner, die ab Jänner 2023 die Geschäftsführung des UNIKUM übernehmen, blicken mit *ad astra* zurück und nach vorne.

Interview: *Katharina Tischler-Banfield*
Fotos: *Arnold Pöschl & UNIKUM*

EUROPA VERSCHIEBEN | PREMIKAJMO EVROPO | MUOVIAMO L'EUROPA ist die jüngste Projektreihe innerhalb des Zweijahreszyklus VERSCHIEBUNGEN. Wie kam es dazu?

J. N. Meixner: Ähnlich wie in allen Jahren davor: Man setzt sich als Geschäftsführung mit dem Vorstand und dem künstlerisch-wissenschaftlichen Beirat zusammen und brainstormt. Dabei sind wir darauf gestoßen, dass uns eine Reflexion über die Verschiebungen, die in Europa in den letzten Jahrzehnten stattgefunden haben, interessieren würde. Europa wird laufend neu produziert, ist ständig in Veränderung, verschiebt sich in viele Richtungen. Diese Gestaltung selbst ist für mich Europa. Wenn dieser Gestaltungsprozess aufhört, existiert Europa meiner Meinung nach nicht mehr.

Welche Aktionen wurden innerhalb dieses Programms umgesetzt?

Meixner: Wir haben mehrere Projekte umgesetzt bzw. sind diese noch in der Umsetzung. Eine Ausstellung haben wir kurz vor knapp komplett neu konzipiert. Durch die für Europa bedrohliche Situation des Angriffskriegs auf die Ukraine haben wir unser Erstkonzept komplett über den Haufen geworfen – zugunsten eines meines Wissens noch nie da gewesenen Formats der Kunstpräsentation. Die Aktion „KUNSTTASCHE/UMETNOST V TORBI/МИСТЕЦТВО У ТОРБІ“ sollte nicht nur als ein Zeichen der Solidarität mit den von Krieg, Gewalt und Flucht betroffenen Menschen in der Ukraine fungieren, sondern auch eine Maßnahme zur Unterstützung ukrainischer Kulturakteur*innen sein. In 50 „stummen Verkäufern“, also Entnahmetaschen, wie man sie für Zeitungen kennt, haben wir Kunstwerke von ukrainischen Künstler*innen zur freien Entnahme angeboten, mit der Möglichkeit zu spenden. Die Kunsttaschen waren am Unicampus, entlang des Lendkanals und in mehreren Kulturinitiativen kärnten- und öster-

reichweit aufgestellt. Bei den Kulturinitiativen können Kunstwerke nach wie vor entnommen werden.

Wie konnten Sie Kunstschaffende in der Ukraine in dieser unüberschaubaren Kriegssituation finden?
Alina Zeichen: Wir haben über <rotor> Graz, die auch eine Anlaufstelle für geflüchtete Künstler*innen aus der Ukraine sind, Kontakt mit der ukrainischen Kuratorin Nastia Khlestova aufgenommen, die dann wiederum für uns die zehn Künstler*innen für die Kunsttaschen ausgewählt hat. Mehr als die Hälfte von ihnen befand sich zu diesem Zeitpunkt noch in der Ukraine und auch das war uns ein Anliegen – die Künstler*innen vor Ort zu unterstützen.

Beim Betrachten der Werke kommt man nicht unbedingt darauf, dass es sich um Künstler*innen handelt, in deren Land Krieg herrscht.
Meixner: Wir wollten die Aufmerksamkeit auf die Kunst und die Künstler*innen legen und nicht unbedingt auf das Thema Krieg. Deshalb hat unsere Kuratorin Werke ausgewählt, die sich nicht mit der Kriegssituation beschäftigen. Sie decken ganz unterschiedliche Stile ab – von klassischer Malerei über Fotografie bis hin zu digitaler Kunst.

Macht das die Arbeit des UNIKUMS aus – auf das zu reagieren, was gerade um uns passiert?
Zeichen: Nicht unbedingt. Da unser aktuelles Thema „Europa verschieben" lautet und die Ukraine Teil Europas ist, war es aus unserer Sicht notwendig, darauf zu reagieren. Es hat thematisch gepasst. Europa wird gerade verschoben und verschiebt sich selbst, weil so viele Dinge neu ausverhandelt werden müssen, zum Beispiel was Ressourcen betrifft. Europa sieht sich nach fast 30 Jahren wieder mit Krieg konfrontiert. Das ist schon außergewöhnlich.

Meixner: Aber so kurzfristig haben wir bis dahin noch keine Aktion ins Leben gerufen! Es ging auch darum, dass wir uns ohnmächtig gefühlt haben. Wir haben uns gefragt: Was können wir tun? Wie können wir Kunstschaffende unterstützen, denen gerade alles wegbricht? Nachdem der Kontakt zu den Künstler*innen hergestellt worden war, gab es die Schwierigkeit, an die Kunstwerke zu kommen. Deshalb haben wir uns überlegt, dass sie uns ihre Werke digital schicken und wir sie hier produzieren lassen. Die Künstler*innen wurden selbstverständlich für ihre Kunst bezahlt.

U

Das UNIKUM wurde 1986 als freie Kulturinitiative gegründet und als besondere universitäre Einrichtung an der Universität angesiedelt. Nach Gerhard Pilgram im vergangenen Jahr wird mit Ende des Jahres auch Emil Krištof als langjähriger Leiter in den Ruhestand gehen. Das UNIKUM startet mit Jänner 2023 unter der Leitung von Alina Zeichen und Josef Nikolaus Meixner.

Kunsttasche am Campus der Universität Klagenfurt/Celovec

STUDIO WILD: The Lost Populus Garden | Topolò/Topolove

Warum das Format der Kunsttasche?
Meixner: Das Konzept dahinter, das auf dem Vertrauen aufbaut, dass jemand Geld einwirft oder eben nicht, hat uns gut gefallen. Wir haben bei unserer Aktion auch auf einen Vertrauensvorschuss gesetzt: Menschen entnehmen die Kunst aus den Taschen, und wir hoffen, dass sie im Gegenzug spenden. Zusätzlich bieten die Taschen einen niederschwelligen Zugang zu Kunst, da Menschen jederzeit hineingreifen und sich ein Stück Kunst mitnehmen können.

Zeichen: Die Spenden, die durch die Aktion zusammenkommen, gehen an den *Ukrainian Emergency Art Fund*, eine NGO, die in der Ukraine Künstler*innen, Kulturarbeiter*innen und -vermittler*innen unterstützt. Viele von ihnen können derzeit nicht frei arbeiten, haben keinen Zugang zu ihren Ateliers, zu Materialien und können nicht ausstellen.

Was kann Kunst in Krisenzeiten bewirken? Welche Rolle sollte sie übernehmen?
Zeichen: Kunst kann alles … [aber muss nichts, *wirft J.N. Meixner ein*]. Kunst kann Möglichkeiten zur Ablenkung und Unterhaltung bieten, um sich kurzzeitig auch mit etwas Anderem zu beschäftigen. Sie kann uns auf andere Gedanken bringen. Sie kann aber auch aktuelle Themen auf andere Art aufgreifen, vertiefen, kritisch hinterfragen und blinde Flecken aufdecken. Oft zeigt sie uns auch Wege und Richtungen auf, in die wir gehen könnten, seien sie noch so utopisch und idealistisch.

Meixner: Bei einem anderen großen Projekt, das wir in diesem Jahr realisiert haben, wurde deutlich, wie Kunst die Vergangenheit reflektieren, die Gegenwart darstellen und eine positive Fragestellung für die Zukunft aufwerfen kann. Mit dem Architekturstudio Studio Wild aus den Niederlanden und Stazione di Topolò/Postaja Topolove haben wir eine Landart-Installation in Topolò/Topolove in Italien umgesetzt. Studio Wild hat einen verwilderten Berghang in Topolò freigelegt, an dem einst Terrassengärten angelegt waren, und dort Pappeln gepflanzt. ‚Topol' ist Slowenisch für ‚Pappel' und es wird erzählt, dass der Name des Dorfs daher rührt. Die Bäume waren dort einst sehr verbreitet, sind aber heute größtenteils verschwunden. So wie die Menschen, denn es handelt sich um eine von starker Abwanderung betroffene Re-

gion. Das Projekt hat sozusagen die Pappeln zurückgeholt – auch als Metapher dafür, dass die Menschen zurück in die Dörfer und diese Region kommen.

Wird der Einfluss von Kunst hier nicht überschätzt?

Zeichen: Das Werk ‚The Present' von Aldo Giannotti, welches zurzeit an der Ost-Fassade des Nordtrakts der Universität Klagenfurt zu sehen ist, ist wahrscheinlich die beste Antwort auf die Frage, wie groß der Einfluss von Kunst ist oder sein kann: Wir würden gerne die Revolution starten, aber dann kommt doch wieder etwas dazwischen – etwas ‚Kleines' wie eine familiäre Krise oder etwas ‚Großes' wie ein Krieg, die Klimakatastrophe oder Neuwahlen. Kulturakteur*innen sind auch ‚nur' Teil der Gesellschaft und sie sitzen mit uns allen im selben Boot.

Meixner: Kunst kann alles, wie Alina gesagt hat, aber auch nichts. Und das ist für mich die große Leistung. Die Arbeit in Topolò/Topolove beispielsweise ist eine ästhetische. Es wird keine neue Infrastruktur aufgebaut, das heißt aufgrund der Installation werden kaum große wirtschaftliche Veränderungen zu erwarten sein. Dennoch macht das Projekt einen Raum auf, wo Utopien, Dystopien, Reflexionen möglich sind, die der Ohnmacht etwas entgegensetzen. ✳

Ein Werk aus der Kunsttasche: OLHA LISOWSKA | LÖWE
Meine Totemtiere | Zeichnung, Bunt- und Filzstifte, Digitaldruck, A1, gefaltet | 2022

B

Buchtipp aus der aktuellen Projektreihe:

Landschaften und Orte sprechen zu uns. Durch die Menschen, die sie bewohnen, aber auch durch ihre Gestalt und ihre Namen. Anna Baar, Maja Haderlap, Elke Laznia, Elena Messner und Verena Gotthardt, Antonio Fian, Alois Hotschnig und Daniel Wisser wollten wissen, was es mit den Orten Gallizien/Galicija, Kanaren/Kanare, Klein Venedig/Pri Ječmenu, Malta, Straßburg, Türkei/Turče, Unterloibl/Podljubelj auf sich hat — die alle einen europäischen „Zwilling" haben. Die Autor*innen haben die Orte erkundet und ihre Erfahrungen in Bild und Text festgehalten.

Kanaren im Nebel. Europäische Ansichten aus Kärnten/Koroška
Ein Text- und Bildband des Universitätskulturzentrums UNIKUM Kulturni center univerze. 2022. Drava Verlag.

STADT THEATER KLAGENFURT

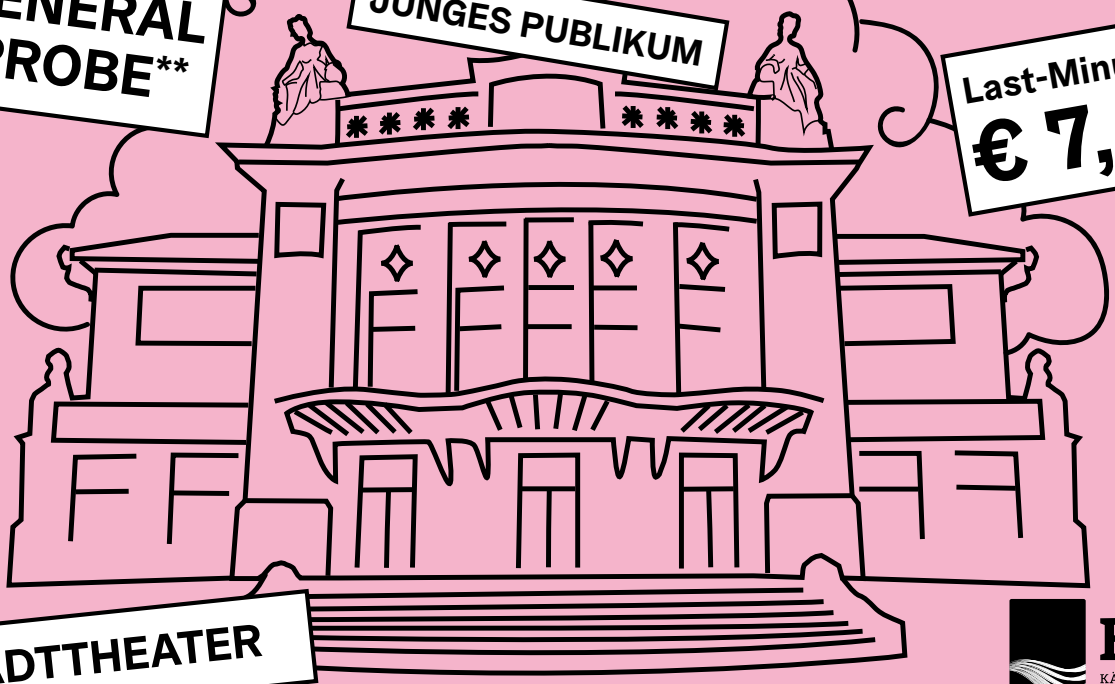
U26

JUNGES PUBLIKUM

50% Ermäßigung

GRATIS GENERAL PROBE**

Last-Minute € 7,–*

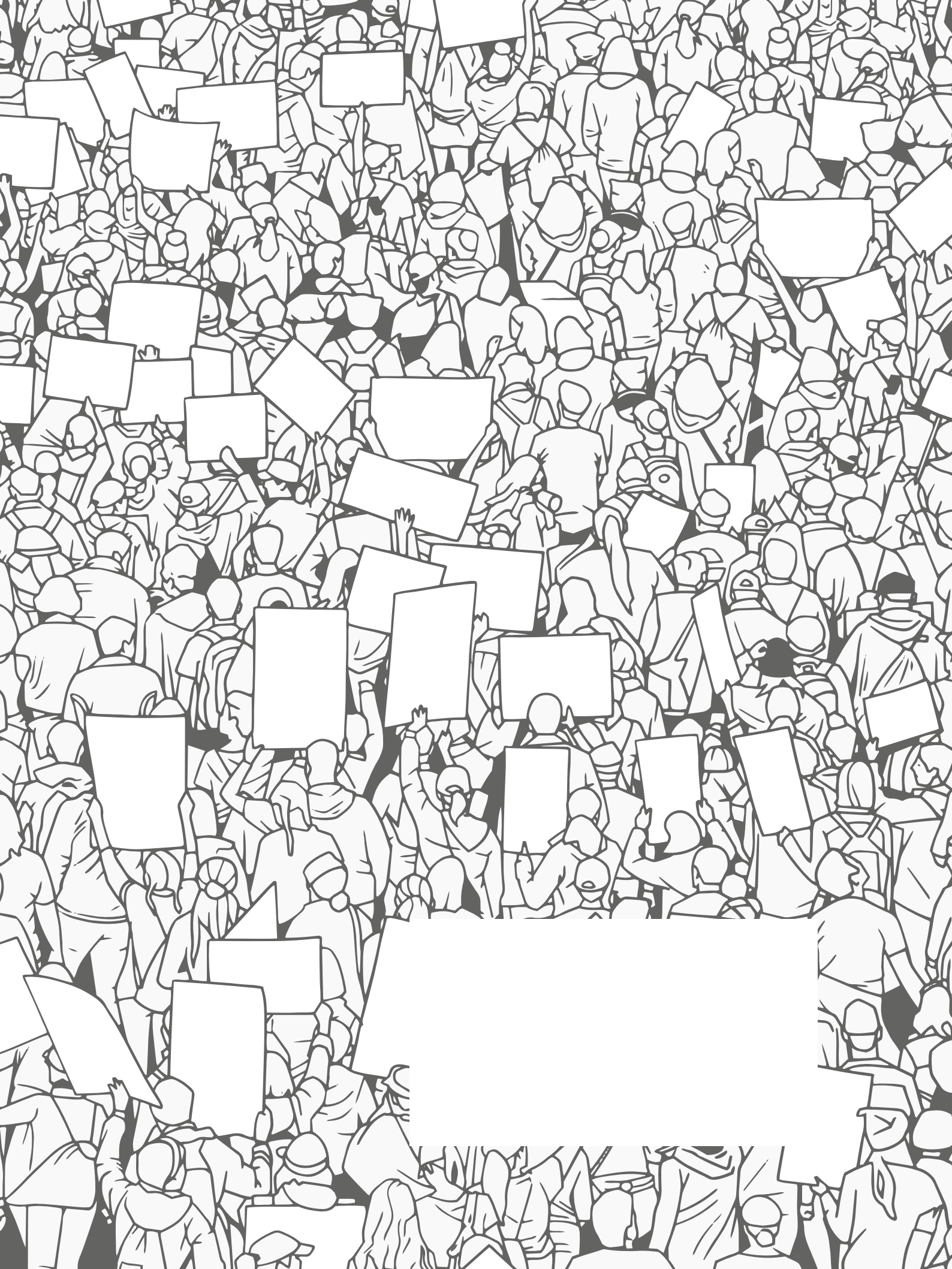


STADTTHEATER

SIEGFRIED ab 15.09.2022
YERMA ab 06.10.2022
UN BALLO IN MASCHERA ab 05.11.2022
DER VETTER AUS DINGSDA ab 15.12.2022
DER TOD UND DAS MÄDCHEN ab 12.01.2023
HIOB ab 09.02.2023
BIRTHDAY CANDLES ab 02.03.2023
DER FEUERVOGEL/CARMINA BURANA ab 23.03.2023
DER NACKTE WAHNSINN ab 13.04.2023
THE SOUND OF MUSIC ab 11.05.2023

KSO
KÄRNTNER SINFONIE ORCHESTER

- 12.10.2022 **WEST SIDE STORY**
- 27.11.2022 **HOUSE MUSIC**
- 21.12.2022 **WEIHNACHTSKONZERT**
- 03.01.2023 **NEUJAHRSKONZERT**
- 14.02.2023 **NACHT DER FILMMUSIK**
- 05.04.2023 **JOHANNES-PASSION**
- 04.06.2023 **ENIGMA**

KONZERTHAUS

***Last-Minute-Tickets um Euro 7,–:** 30 Minuten vor Vorstellungsbeginn gibt es an der Theaterkasse für alle Vorstellungen/Konzerte Last-Minute-Tickets um Euro 7,– in allen noch verfügbaren Kategorien.
****Einstiegs-Goodie:** Melde Dich für den U26-Newsletter an und Du erhältst zwei Schnuppertickets für eine Generalprobe Deiner Wahl gratis. Anmeldung: **newsletter@stadttheater-klagenfurt.at**
Hol Dir Deine Tickets an der Theaterkasse ab.
Alle Angebote gelten für Student*innen, Schüler*innen oder Lehrlinge unter 26 Jahren bei Vorlage eines gültigen Ausweises. Ausgenommen Kindertheater. Begrenztes Kartenkontingent.
weitere Informationen: **www.stadttheater-klagenfurt.at**